

*God said to Abraham, »Kill me a son«
Abe says, »Man, you must be puttin' me on«
God say, »No.« Abe say, »What?«
God say, »You can do what you want Abe, but
The next time you see me comin' you better run«*
BOB DYLAN, HIGHWAY 61 REVISITED

Don't know what I want but I know how to get it
THE SEX PISTOLS, ANARCHY IN THE U. K.

ERSTER TEIL
Verbrechen

Samstag, 27. Juni, bis Samstag, 4. Juli 1931

Remota itaque iustitia quid sunt regna nisi magna latrocinia?

Quia et latrocinia quid sunt nisi parva regna?

AUGUSTINUS, DE CIVITATE DEI, LIBER IV

1

Es roch nach Holz und Leim und frischem Lack. Sie war allein mit der Dunkelheit und mit der Stille. Nur ihren Atem konnte sie hören und das leise Ticken der Uhr in ihrer Jackentasche. Schien wieder weg zu sein, der Mann, dennoch beschloss sie, noch eine Weile zu warten, und streckte sich, um Blut in Arme und Beine zu pumpen. Wenigstens hingen keine Kleiderbügel an der Stange. Durch den Türspalt drang ein wenig Licht, und sie holte die Uhr aus der Jacke. Kurz nach neun, eigentlich müsste der Nachtwächter seine Runde auch oben in der sechsten Etage nun bald beendet haben.

Die Antwort gab ihr das schleifende Geräusch des Aufzugs, das so laut durch die Dunkelheit dröhnte, dass sie zusammenzuckte. Es war so weit. Er war wieder auf dem Weg nach unten, und in den nächsten Stunden würde er sich nur noch um die Rollgitter vor den Türen und Schaufenstern kümmern und sich vergewissern, dass alles abgeschlossen war und niemand versuchte einzubrechen.

Alex öffnete den Schrank, behutsam und vorsichtig, und lugte durch den größer werdenden Spalt. Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste, sagte Benny immer. Die Leuchtreklamen draußen auf dem Tauentzien warfen so viel buntes Licht durch die Fenster, dass sie nicht einmal ihre Taschenlampe einschalten musste, sie konnte alles erkennen: das luxuriöse Schlafzimmer, das sie hier arrangiert hatten, ein Bett, so breit, dass eine ganze Familie darin hätte schlafen können, der Teppich so weich, dass ihre Füße darin versanken. Wenn sie da an den kratzigen Kokosläufer dachte, vor dem Bett, das sie sich mit Karl teilen musste, damals, als sie noch bei ihren Eltern wohnte, mit vier Leuten auf viel zu wenig Quadratmetern mit viel zu wenig Licht. Was aus Karl geworden sein mochte? Sie wusste nicht einmal, ob die Bullen überhaupt nach ihm gesucht

hatten nach Beckmanns Tod. Sie hatte keine Sehnsucht nach ihrer Familie, ihren kleinen Bruder aber, den hätte sie schon gern noch einmal gesehen.

Alex fuhr herum, ihre Augen hatten eine Bewegung ausgemacht, irgendwo am Rand ihres Blickfelds, und dann erkannte sie den großen Spiegel der Frisierkommode und darin ein achtzehnjähriges Mädchen mit herausforderndem Blick, die Beine in schlabbrigen Hosen, die Haare von einer grob gewebten Leinenmütze zusammengehalten.

Sie zeigte ihrem Spiegelbild ein schiefes Grinsen. Am Ende der edel tapezierten Sperrholzplatte, die eine Schlafzimmerwand vorzutäuschen hatte, schaute Alex noch einmal um die Ecke. Eigentlich unnötig, der Nachtwächter machte erst morgen früh die nächste Runde durch die Verkaufsräume, gegen Ende seiner Schicht, das wussten sie von Kalli. Hier war keine Menschenseele. Das alles gehörte jetzt ihr für die nächsten Stunden, ihr und Benny. Sie mochte dieses Gefühl.

Alex fand sich problemlos zurecht, das unruhige Licht von draußen, das in ständig wechselnden Farben flackerte, reichte ihr voll auf. Vorhin, als es hier noch taghell war und alles voller Menschen, hatte sie sich die wichtigsten Dinge eingepägt. Dahinten lagen die Türen zum südlichen Treppenhaus, und dort links, vorbei an der Wand aus Gardinenmustern, ging es zu den Rolltreppen.

Alles war still, der Verkehrslärm drang nur gedämpft und leise zu ihr, beinahe unwirklich, ein dumpfes Rauschen aus einer anderen Welt, die nichts zu tun hatte mit der verzauberten hier drinnen. Sie betrat den menschenleeren Gardinensaal, und auch der wirkte wie ein Märchenschloss, lange Vorhänge von der Decke bis zum Boden, Samt und Tüll und Seide. Schon als kleines Mädchen hatte sie hier gestanden und gestaunt, an der Hand ihrer Mutter, die, wie die kleine Alexandra bald merken sollte, nie zum Kaufen kam, sondern immer nur zum Gucken, zum Staunen und zum Träumen. Schau dir das gut an, hatte sie zu Alex gesagt, das können sich arme Proleten wie wir niemals leisten. Aber das Angucken können sie uns nicht verbieten.

Fürs Kaufen im reichen Westen hatte das Geld nie gereicht, auch in den besseren Zeiten nicht, als Vater noch Arbeit hatte und Mutter ihre Putzstelle. Selten genug waren sie überhaupt aus

ihrem Boxhagener Kiez hinausgekommen, und wann denn schon einmal in den Westen? Ku'damm, KaDeWe und Tauentzien – für ihren Vater waren das nur Sinnbilder eines verschwenderischen Kapitalismus, der Westen ein Sündenbabel, das er mied wie der Teufel das Weihwasser. Ohne Mutters Drängen hätte der sture Alte sich nicht einmal zu den wenigen sommerlichen Besuchen im Zoo breitschlagen lassen. Aber dass man Proletenkindern die Wunder der Natur nicht vorenthalten durfte, das sah auch Emil Reinhold ein. Alex hatte nie Augen für die Kreaturen gehabt, die sich hinter den Gitterstäben quälten, schon bei den Eisbären hatte sie an den Rückweg gedacht, denn regelmäßig spazierte die ganze Familie Reinhold zu Fuß die Tauentzienstraße hinunter, bevor es am Wittenbergplatz in die U-Bahn und zurück in den Osten ging. Schon an den ersten Schaufenstern begann Emil Reinhold seine immergleiche Predigt über die Auswüchse des Kapitalismus, während Alex und ihre Mutter mit Blicken und Gedanken längst bei den Auslagen waren. Die KaDeWe-Schaufenster hatten Alex schon damals magisch angezogen. Auch in Mutters Augen hätte man längst verblasste Träume wieder glänzen sehen können, den Traum von einem besseren Leben zum Beispiel, von einem Leben, das ihr die Diktatur des Proletariats bestimmt nicht bieten würde. Vater hatte davon nie etwas bemerkt. Oder bemerken wollen. Er hatte weitergepredigt, und seine Söhne waren ihm aufmerksame Zuhörer, vor allem Karl, der alles immer so ernst nahm. Karl, der Proletenprinz, der aufrechte Kommunist. Und nun? Nun musste er sich genauso vor den Bullen verstecken wie seine kleine Schwester, die Diebin.

Alex hatte die Rolltreppen schon fast erreicht, da holte ein Geräusch die Gegenwart zurück, ein hartes *Klack*, viel näher und direkter als das in Watte gepackte Verkehrsrauschen. Sie hockte sich blitzschnell hinter zwei riesige Stoffballen und lauschte: Irgendetwas schlug da gegen Glas, ein Klackern und Kratzen an einem der Fenster. Sie versuchte, die Geräusche einzuordnen. Ein Flattern, dann ein Gurren. Als sie sich aus ihrem Versteck wagte, erkannte sie hinter der neonbunt leuchtenden Scheibe die Silhouetten zweier Tauben, die sich draußen auf dem Fenstersims breitgemacht hatten.

Dummes Huhn! Alex atmete tief durch, um ihr pochendes Herz

zu beruhigen. Eben der Spiegel und jetzt das! Benny hätte sich kaputtgelacht, wenn er sie so gesehen hätte! Seit wann war sie so schreckhaft? Seit sie gemerkt hatte, dass ihr mehr an ihrem verkorksten Leben lag, als sie zugeben wollte?

Die Tauben stießen sich mit lautem Flügelschlag zurück in die Nacht, und Alex setzte ihren Weg fort. Mit jedem Schritt fühlte sie sich sicherer, die angespannte Nervosität, die sich beim stundenlangen Ausharren im Kleiderschrank angesammelt hatte, schmolz zusammen zu einem kleinen, wachen Kern tief in ihr drin, während sie die Wanderung durch das stille, nächtliche Kaufhaus immer mehr genoss. Es war, als sei alles in einen hundertjährigen Schlaf gefallen, und sie der einzige wache Mensch in diesem verzauberten Königreich. Das KaDeWe übertraf alle Warenhäuser, in denen sie sich bislang hatten einschließen lassen; Tietz sowieso, aber auch der riesige Karstadt am Hermannplatz verblasste gegen die Pracht am Tauentzien.

Sie hatte den Gardinensaal verlassen und war bei den Rolltreppen angekommen. Die metallenen Stufen standen unbeweglich und tot, als habe eine böse Fee hier alles eingefroren. Fünf Etagen musste sie hinunter zum vereinbarten Treffpunkt im Erdgeschoss. Die Tabakwaren, wie immer. Das war schon zu einer Art Ritual geworden. Bevor sie loszogen, deckten sie sich mit Zigaretten ein, mit Marken, die sie sich sonst niemals leisten konnten. Benny hatte eine Nase für guten Tabak.

Alex musste daran denken, wie sie ihn kennengelernt hatte, im Streit um eine Zigarettenkippe, die irgendein reicher Schnösel halb geraucht aufs Pflaster vor dem Bahnhof Zoo geworfen hatte. Irgendwann Anfang Februar, ein paar Wochen nur nach der Scheiße mit Beckmann, ein saukalter Tag; Alex hatte mittlerweile auch den letzten Rest des Geldes ausgegeben, das sie diesem Fettsack auf dem Weihnachtsmarkt abgeluchst hatte. Sie hatte Hunger. Und seit zwei Tagen keine mehr geraucht.

Im selben Moment hatten sie sich auf die noch brennende Zigarette gestürzt, Alex und dieser schmale, beinah zierliche blonde Junge, der zwar linkisch wirkte, aber äußerst geschickt zur Sache ging. Und dennoch hatte Alex schneller zugegriffen. Wie er sie angefunkelt hatte, als ihre Hand die Zigarette zuerst erreicht hatte! Und sie hatte gleich zurückgegiftet, so sehr lechzte

ihr Körper nach dem bisschen Nikotin. Eigentlich ein Wunder, dass sie sich dann doch zusammengerauft und die Kippe geteilt hatten, wahrscheinlich waren es seine Augen, die Alex damals milde gestimmt hatten. Von Anfang an hatte sie das Gefühl gehabt, sich um den mageren Jungen mit dem traurigen Blick kümmern zu müssen, hatte beinahe mütterliche Gefühle entwickelt für den noch nicht einmal Sechzehnjährigen, wenigstens aber die Gefühle einer großen Schwester, dabei war er es, der ihr in den folgenden Wochen zeigen sollte, wie man auf der Straße überlebte. Benny brachte ihr bei, wie man Brieftaschen aus fremden Jacken ziehen konnte, ohne dass es Ärger gab, wie man Türen aufschloss, zu denen man keinen Schlüssel besaß, wie man Autos fuhr, die einem nicht gehörten. Eine ganze Menge nützlicher Dinge für ein Mädchen, das am Abend nicht wusste, wovon es am nächsten Tag satt werden sollte.

Das ganze Frühjahr hatten sie sich zusammen durchgeschlagen, mit Taschendiebstählen, kleineren Einbrüchen, ein paar Aufträgen, die sie für Kalli erledigten, hatten von der Hand in den Mund gelebt. Bis sie die Sache mit den Kaufhäusern entdeckt hatten.

Das erste Mal, bei Tietz am Dönhoffplatz, hatte es sich einfach so ergeben, reiner Zufall. Alex und Benny waren eigentlich nur deshalb kurz vor Ladenschluss durch das Kaufhaus gebummelt, weil es draußen zu regnen begonnen hatte. Die Idee war dann wie von selbst zu ihnen gekommen, irgendwo aus heiterem Himmel, in jenem Moment, als die Angestellten begonnen hatten, die Kunden höflichst zu den Ausgängen zu bitten. Alex und Benny hatten nur einen Blick wechseln müssen, und die Sache war klar. Die nächsten Stunden hatten sie eng aneinandergedrückt in einem riesigen Schrankkoffer verbracht, bis alles um sie herum ruhig geworden war. Alle Knochen taten ihnen weh, als sie sich endlich wieder hinauswagten. Dass sie dann die Schmuckvitrinen leer räumten, hatte sich so ergeben, was sonst schon hätten sie mitgehen lassen sollen, ein Sofa kam wohl kaum infrage. Zwei kleine Koffer hatten sie füllen können, die sie in der Lederwarenabteilung besorgt hatten, gerade so viel, wie sie bequem tragen konnten, ohne aufzufallen. Als sie dann wieder raus waren durch ein Fenster auf den Hof und dann auf die Krausenstraße, hatte kein Mensch sie aufgehalten, niemand ihnen angesehen, was sie gerade getan hatten und was sie in ihren

Koffern trugen. In aller Seelenruhe waren sie am Spittelmarkt in die nächste U-Bahn gestiegen. Auch die Leute in der Bahn hatten sie nicht weiter beachtet, diese beiden Jugendlichen mit ihren Koffern, die aussahen wie Straßenhändler, abgekämpft nach einem langen, erfolglosen Tag und auf dem Weg nach Hause.

Kalli hatte vielleicht Augen gemacht am nächsten Morgen. Und bereitwillig Kohle rausgerückt. So viel hatten sie ihm noch nie geliefert. Höchstens mal eine alte Taschenuhr, die sie einem Besoffenen abgenommen hatten, oder ein bisschen Krimskrams aus irgendwelchen Autos. Mit solchem Kleinkram hatten sie dann aufgehört nach der Sache bei Tietz. Brieftaschen in der U-Bahn abgreifen oder Betrunkene ausnehmen, das lohnte kaum und war immer ein Glücksspiel, die Kaufhausmasche brachte einfach mehr ein. Und war kinderleicht: einschließen lassen, möglichst viel Krempel aus den Vitrinen holen und dann nichts wie raus. Wenn die Nachtwächter die leer geräumten Vitrinen bemerkten, waren Alex und Benny längst über alle Berge. Vier Häuser hatten sie schon besucht auf diese Weise, und das letzte Mal, bei Karstadt, hatten sie richtig gute Ware raustragen können. Aber die beste Adresse der Stadt musste Kalli ihnen erst vorschlagen, selbst wären sie wohl nie darauf gekommen vor lauter Respekt: Im KaDeWe, da sei doch richtig was zu holen, hatte er gesagt, warum sie da denn nicht mal reingingen; der Laden werde auch nicht besser bewacht als Tietz oder Karstadt, garantiert, er kenne einen, der da arbeite.

Und nun war sie drin, stakste über Rolltreppen, die in ihrer Unbeweglichkeit schwergängiger wirkten als jede steinerne Treppe, Etage für Etage nach unten. Das Gefühl, das riesige KaDeWe ganz für sich zu haben, überwältigte Alex plötzlich mit Macht. Sie musste daran denken, wie sie bei Tietz zusammen mit Benny von Abteilung zu Abteilung gegangen war und wie sehr sie es genossen hatten, nun allein zu sein mit all diesen Schätzen. Sie hatten eine ganze Menge ausprobiert, sogar der Spielwarenabteilung einen Besuch abgestattet, ein bisschen verschämt zunächst, weil beide ihre kindliche Seite bei aller Vertrautheit voreinander meist verbargen, doch schon beim zweiten Kaufhaus – wieder Tietz, diesmal der am Alex – hatten sie sich zusammengerissen und gleich an die Arbeit gemacht.

Die große Halle im Erdgeschoss öffnete sich vor ihr, das Trep-

pensteigen hatte ein Ende. Um zu den Tabakwaren zu gelangen, musste sie quer durch die Herrenmoden, durch eine Allee aus Schaufensterpuppen. Die Wachsgesichter blickten arrogant und unbeweglich auf sie herab, genau wie die Schnösel, die diese edlen Klamotten draußen wirklich trugen und vor Dünkel kaum laufen konnten. Alex hasste diese Sorte Männer, und sie fand Gefallen an dem Gedanken, dass es vielleicht ja genau diese Herrenreiter waren, die hier standen, allesamt verzaubert und dazu verflucht, den Rest ihres Lebens versteinert im KaDeWe herumzustehen: der Preis dafür, immer die neueste Mode tragen zu dürfen. Am Ende der Schaufensterpuppenarmee konnte sie die Holzvertäfelung und die Regale der Tabakwarenabteilung schon ahnen.

Benny schien noch nicht da zu sein. Sie versuchte, in dem dünnen Licht, das von draußen hereinflackerte, etwas zu erkennen. Und dann erstarrte sie mitten in der Bewegung und blieb stehen, weil sie glaubte, dass eine der Puppen sich bewegt hatte, ganz hinten, am Ende des Spaliers. Sie schaute genau hin, doch da stand alles so still wie eh und je. Irgendeine rote Leuchtreklame blinkte draußen und ließ hier drinnen die Schatten tanzen, das war alles. Jedenfalls stand da kein Nachtwächter zwischen den Puppen, keine einzige Schirmmütze in der Reihe, nur lässige Fedoras, spießige Bowler und elegante Zylinder. Alex ging weiter, ihr Herz hämmerte immer noch, es schien ihr, als müsse man den Herzschlag in der Stille hören können. Die Puppe, die sie so erschreckt hatte, stand ganz am Ende der Reihe, genau vor dem Durchgang zu den Tabakwaren, und Alex streckte ihr die Zunge heraus.

Die Schaufensterpuppe neigte ihren Oberkörper leicht nach vorn, und Alex zuckte der Schreck wie ein elektrischer Schlag bis in die Fingerspitzen.

»Herrreinspaziert, meine Dame«, sagte die Puppe mit einem operettenhaften ungarischen Akzent, »nur nicht so schüchtern!«

»Sag mal, spinnst du? Soll ich 'n Herzschlag kriegen?« Alex boxte gegen die schneeweiße Hemdbrust.

»Nicht so schreckhaft, bittscheen!« Benny verbeugte sich, nahm dabei den Zylinder ab und winkte sie durch die Tür wie ein Jahrmarktbudenbesitzer, der um sein Publikum buhlt. »Treten Sie doch ein, meine Dame! Und keine Scheu vor den Preisen. Bei uns kaufen hoch und niedrig, Arsch und Friedrich!«

»Mensch, du bist 'ne Marke«, sagte Alex und musste jetzt doch grinsen. »Siehst aus wie'n Zirkusdirektor in der Ausbildung!« Sie bereute ihre Worte sofort, als sie sein Gesicht sah. Er hatte Stauen erwartet, Bewunderung, Beifall – jedenfalls keinen Witz auf seine Kosten.

»Ich dachte, wo wir schon mal hier sind, werfen wir uns in Schale«, sagte er, bemüht, sich die Enttäuschung nicht anmerken zu lassen.

»Sieht verdammt elegant aus«, sagte Alex schnell. »Hab dich noch nie in so was gesehen.«

»Wie auch? Im Leben von unsereinem ist so was nicht vorgesehen. Und jetzt trag ich's doch!« Benny öffnete eine Segeltuchtasche. »Ich hab dir auch was besorgt, oben bei den Damenmoden«, sagte er und holte ein rotes Seidenkleid heraus. »Was meinst du?«

»Wir sollten bei Schmuck bleiben«, sagte Alex, »Klamotten wird Kalli doch nicht los.«

»Nur mal anziehen.« Er wedelte mit der roten Seide.

»Jetzt?«

»Ist ein Abendkleid, und wir haben doch Abend.«

Benny hielt ihr das Kleid hin, und Alex schaute auf den dunkelrot schillernden Stoff.

»Ist das nicht ein bisschen zu ... edel?«

»Die Frage ist, ob es dir gefällt.«

Der Stoff fühlte sich gut an, wie er durch ihre Hand floss. Alex hielt das Kleid an und begutachtete sich in einem der Spiegel an den Wandpfeilern. Die Größe stimmte jedenfalls, und es gefiel ihr auch. So viel Gespür hätte sie Benny gar nicht zugetraut, er hatte sich noch nie etwas zum Anziehen gekauft, nicht die kleinste Kleinigkeit, nicht einmal von dem Geld, das Kalli ihnen zuletzt gegeben hatte und das für ein halbes Dutzend neue Anzüge gereicht hätte. Dass sie selbst sich davon einen neuen Mantel zugelegt hatte, war ihm erst nach Tagen aufgefallen.

Benny betrachtete sie schweigend. Er zog eine silbrige Blechdose aus der Innentasche und fingerte eine Zigarette heraus. Manoli privat, eine Sechspfennigmarke. So lächerlich sah er in dem feinen Zwirn wirklich nicht aus, dachte sie, es war einfach ungewohnt, sie kannte ihn nur in groben Leinenhosen und seiner abgewetzten Lederjacke.

»Auch eine?«, fragte er und hielt ihr die Dose hin, doch Alex schüttelte den Kopf.

»Nur 'nen Zug«, sagte sie.

Benny zündete die Zigarette an und reichte sie gleich weiter. Alex nahm zwei tiefe Züge und gab sie zurück.

»Sieht gut aus«, sagte er und zog Handschuhe und einen kleinen Hut aus der Tasche. »Solltest du mal anziehen.«

Alex zögerte nur eine halbe Sekunde, dann nahm sie die Sachen mit hinter einen Wandpfeiler und zog sich um. Das Kleid saß tatsächlich wie angegossen. Sie streifte die Handschuhe über und setzte den Hut auf. Ihr Herz klopfte, so etwas Feines hatte sie noch nie getragen. Sie fühlte sich gut in dem Kleid und gleichzeitig unsicher, ein seltsames Gefühl. So ähnlich musste es auch Benny gehen; die blöde Bemerkung vorhin hätte sie sich wirklich schenken können.

»Täterätää«, trompetete sie und zeigte sich.

Als sie Bennys Staunen bemerkte, fühlte sie sich gleich besser. Der Junge, der sonst nie die Klappe halten konnte, sagte keinen Ton, kam nur schweigend näher und schaute sie an, von oben bis unten, und sie wusste, dass er beeindruckt war. Wie elegant seine Bewegungen wirkten in diesen Klamotten, vor allem jetzt, als er sich leicht vor ihr verbeugte.

»Tanzt du mit mir?«, fragte er.

Alex lachte. »Hörst du irgendwo Musik?«

»Ja«, sagte er, nahm ihre rechte Hand und umfasste ihre linke Schulter, »du nicht?« Er begann eine kleine Melodie zu summen und Alex langsam im Dreivierteltakt hin und her zu wiegen.

»Ich kann doch gar nicht tanzen.«

»Überlass das nur mir.«

Und dann begann er sich zu drehen und riss Alex mit. Sein Griff war fest, sie überließ sich ganz seinen Bewegungen und dem Takt seines Liedes, und es ging wirklich wie von allein. Die Schaufensterschnösel mit ihren arroganten Gesichtern wirbelten vorüber, die Regale und Kleiderständer, das bunte Licht, das vom Tauentzien durch die Fenster blinkte, und als sie wieder anhielten, stellte Alex fest, dass sie durch die halbe Etage getanzt waren. Ein wenig schwindlig war ihr, und sie war außer Atem, aber eigentlich fühlte sie sich gut.

»Wo hast du denn das gelernt?«, fragte sie. Benny erstaunte sie

immer wieder, dieser magere Junge mit dem kindlichen Gesicht, das manchmal so erwachsen und ernst wirken konnte, dass es sie erschreckte.

»Im Heim, die Küchenmädchen haben schon mal miteinander getanzt, wenn die Nonnen nicht aufpassten, die haben mir das gezeigt. – Gefällt's dir?«

Sie nickte, und Benny packte sie wieder, wirbelte weiter mit ihr, diesmal in die andere Richtung. Alex war selig. Wenn ihr Vater wüsste, dass sie an solch bürgerlichem Firlefanz wie Wiener Walzer Gefallen fand, er würde seine missratene Tochter wahrscheinlich noch mehr verfluchen und verdammen, als er das ohnehin schon tat.

Als sie wieder bei den Tabakwaren angekommen waren, musste sie sich erst einmal festhalten an ihm, allein hätte sie nicht stehen können.

»Prima«, sagte sie, immer noch außer Atem, »hätten wir früher schon mal machen sollen. Ich hab zu wenig Übung.«

»Vielleicht sollten wir einmal richtig tanzen gehen. So richtig schneie, mein ich, in 'nem Tanzpalast am Ku'damm ...«

Alex lachte. »Wenn zwei wie wir da auftauchen, werfen die uns doch gleich wieder raus!«

»Wir müssen uns nur richtig anziehen. So wie jetzt.« Benny machte eine Pause, als fiel es ihm schwer, den nächsten Satz auszusprechen, als müssten die Worte erst ein paar Hindernisse überwinden. »Du bist wunderschön, Alex«, sagte er schließlich, und es klang, als habe er das schon lange sagen wollen. Seine Fingerspitzen berührten ihre Wange, und Alex erschrak über die unerwartete und ungewohnte zärtliche Berührung. Sie zuckte ein wenig zusammen, doch er schien das nicht zu bemerken, er schloss die Augen und näherte sich ihrem Gesicht. Erst als seine Lippen ihren Mund berührten, reagierte sie. Sie schob ihn zurück, sanft, aber energisch.

»Benny! Das geht nicht ...«, sagte sie.

»Wieso nicht?« Er schaute sie an und schien es nicht zu verstehen. Verstehen zu wollen.

»Ich weiß nicht. Du bist doch erst fünfzehn.« *Scheiße, Alex, sei nett zu ihm!* »Versteh mich nicht falsch, ich mag dich. Du bist mein Freund.«

»Warum kann ich dich nicht küssen?«

Er schaute so trotzig und traurig, sie konnte nicht anders, sie nahm ihn in den Arm und streichelte ihm über den Kopf. »Ich mag dich, Benny. Aber ... das geht doch jetzt nicht. Ausgerechnet jetzt. Wir haben zu tun.«

»Stimmt«, sagte er. »Lass uns mit dem Blödsinn aufhören.«

Er ließ sie los und packte die zweite Segeltuchtasche aus, in die er seine alten Klamotten gestopft hatte. Sie sah ihm an, dass sie ihn verletzt hatte. Schon das zweite Mal heute Abend, und diesmal tiefer, viel tiefer als beim ersten Mal. Aber er wollte sich nichts anmerken lassen, und sie ließ ihn in dem Glauben, sie habe nichts gemerkt. Die verzauberte Stimmung war jedenfalls im Eimer. Eben waren sie noch über das Kaufhausparkett geschwebt, jetzt wirkten sie in ihrer Abendgarderobe wie zwei Kinder, die heimlich im Kleiderschrank ihrer Eltern gewühlt hatten. So jedenfalls dachte Alex, und so fühlte sie sich auch. Benny schien es ähnlich zu gehen. Er hatte es eilig, wieder in seine alten Klamotten zu steigen, und auch Alex ging zurück zu dem Wandpfeiler, hinter dem sie ihre Sachen liegen gelassen hatte, und zog sich um. Benny hatte seine Tasche schon geschultert und erwartete sie. »Nun aber an die Arbeit«, sagte er und reichte ihr die zweite Tasche. Wortlos machten sie sich auf den Weg.

Die Schmuckabteilung lag ebenfalls im Erdgeschoss. Das Glas der Vitrinen schimmerte im Halbdunkel, als sie den Saal betraten. Alex spürte, wie ihre Anspannung wieder zunahm. Die wertvollsten Sachen lagerten natürlich im Tresor, davon stellten sie in den Verkaufsräumen nur Duplikate aus. Die protzigen Klunker ließen Alex und Benny deshalb immer links liegen und packten stattdessen die einfachen Stücke ein, die garantiert echt waren, unscheinbare Ringe, Armreife und Ohrringe, vor allem aber Uhren, jede Menge Uhren, vergoldete Taschenuhren und edle Armbanduhren, für Uhren zahlte Kalli immer gutes Geld.

Benny zog seine Lederjacke aus und wickelte sie um den Arm. »Alex«, sagte er, »ich versprech dir, in zwei, drei Jahren hab ich so was nicht mehr nötig, dann trag ich den ganzen Tag feine Anzüge und fahr ein Auto und wohn in 'nem schicken Haus mit Dienern und so. Und dann frag ich dich noch mal, ob du mit mir tanzen gehen willst.«

Sie schaute ihn an, er machte ein entschlossenes Gesicht. Bevor

sie etwas erwidern konnte, schlug er zu, und das Glas splitterte. Das Klirren erschien Alex jedes Mal so laut, als müsse die ganze Stadt davon aus den Betten fallen, aber nie war etwas passiert.

Dennoch beeilten sie sich, sprachen kein Wort mehr, machten nur noch ihre Arbeit. Alex begann, Armbanduhrer aus der zer-splitterten Vitrine zu klauben und in die Tasche zu stopfen, wäh- rend Benny die Scherben aus dem Leder seiner Jacke schüttelte und seinen Ellbogen für die nächste Vitrine präparierte. Das zweite Klirren kam Alex schon nicht mehr so laut vor. Sie passte auf, dass sie nicht allzu viele Scherben zusammen mit den Uhren in die Tasche stopfte. Bei der nächsten Vitrine wurde das schwieriger, hier lagen kleinkarätige Brillantringe auf dem Samt zwischen den Glassplittern. Alex achtete so auf die kleinen Splitter, dass sie die scharfe Kante der Scheibe, die noch im Messingrahmen steckte, völlig übersah. Sie fluchte, als sie sich in den Handrücken schnitt.

Benny kam herüber und schaute sich die Sache an. Die Wunde blutete ordentlich, er riss einen Stoffstreifen aus seinem Hemd, den er um ihre Hand wickelte. Dabei sagte er kein Wort. Die dritte Vitrine, die er gerade geöffnet hatte, leerte er selbst und half ihr dann bei den kleinen Ringen. Mit ihrer bandagierten Hand war Alex keine große Hilfe mehr.

»Scheiße«, fluchte sie noch einmal. »Tut mir leid.«

»Nicht so schlimm, wir ...« Benny brach den Satz ab und hielt inne, den Mund noch geöffnet, als sei er mitten im Sprechen zu Stein geworden. »Psst«, flüsterte er. »Hast du das auch gehört?«

Alex zuckte die Achseln.

Doch dann hörte auch sie ein Geräusch, das nichts Gutes ver- hieß.

Irgendwo im Gebäude war eine Tür zugeschlagen.

»Der ist schon wieder unterwegs«, flüsterte sie. »Das kann doch nicht sein. Der muss draußen gerade seine Runde machen, der geht doch nicht wieder durch die Verkaufsräume.«

»Darauf würde ich es nicht ankommen lassen«, meinte Benny und grabschte noch eine Handvoll Ringe aus der Vitrine. »Viel- leicht waren wir zu laut. Lass uns abhauen mit dem, was wir ha- ben.«

Er schloss die beiden Segeltuchtaschen und nahm die schwerere, Alex schulterte die andere, dann liefen sie los, sie vorneweg, weil

sie sich hier am besten auskannte. Am Tauentzien waren jetzt Unmengen von Nachtschwärmern unterwegs, die Fenster und Türen dort alle vergittert, um nächtliche Schaufensterbummler nicht in Versuchung zu führen. Sie mussten durch einen der hinteren Lager Räume oder durch ein Bürofenster auf den Wirtschaftshof gelangen, und von dort auf die Ansbacher Straße. Dann nur noch unter die Leute mischen und mit der nächsten U-Bahn zurück in den Osten. So wie immer.

Da passierte etwas, das ihre Pläne komplett über den Haufen warf. Die Tür zum südlichen Treppenhaus öffnete sich und ließ einen Lichtkeil in die Verkaufsetage fallen. Alex machte instinktiv einen Ausfallschritt und zog Benny mit hinter eine Wand, an der Unmengen seidener Krawatten drapiert waren. Sie meinte, eine Uniform in der Tür gesehen zu haben. Nicht das Rot-Braun der KaDeWe-Nachtwächter, mit dem sie gerechnet hatte, sondern das dunkle Blau der preußischen Polizei.

Und nun hörten sie die Männer hereinkommen. Es musste ein ganzer Trupp Schupos sein. Alex schaute Benny an, und der formte mit seinen Lippen lautlos ein Wort, das sie am liebsten laut hinausgeschrien hätte: Scheiße.

Nun also doch Richtung Tauentzien, sie hatten keine andere Wahl, an den Blauen kamen sie nicht vorbei. Was zum Teufel machten die überhaupt hier? Alex gab Benny ein Zeichen mit dem Kopf und ging voran. Leicht gebeugt, die Deckung der Regale und Kleiderständer nutzend, arbeiteten sie sich durch das Halbdunkel, vergrößerten den Abstand zu den Blauen.

»Polizei«, hörten sie jemanden rufen. »Wir wissen, dass Sie hier sind. Ergeben Sie sich. Sie können nicht entkommen.«

Und plötzlich fing es an zu flackern. Nur für ein paar Augenblicke zuckte das Licht, dann war es taghell. Alex duckte sich noch tiefer hinter das Regal, das sie gerade passierten, und lugte um die Ecke. Sah nicht gut aus. Die Schupos hatten sich in mehrere Trupps aufgeteilt und durchkämmten nun systematisch die ganze Etage.

Sie schaute Benny an, der hob ratlos die Schultern. Nicht mehr viel Zeit, sie mussten etwas tun. Da, die Fahrstühle! Ein paar Meter links von ihnen, nur der mittlere stand im Erdgeschoss! Alex deutete auf die pompös verzierten Fahrstuhltüren, und Benny nickte.

Die einzige Chance, die sie hatten, die einzige Möglichkeit, sich einen kleinen Vorsprung zu erarbeiten, ein bisschen Zeit zu gewinnen für einen neuen Fluchtplan. Sie machten sich ganz klein und robbten an einem langen Kleiderständer voller Golfhosen vorbei. Jetzt waren die Fahrstühle zum Greifen nah. Leider nicht ganz. Um den Knopf drücken zu können, mussten sie sich aus ihrer Deckung wagen.

Da hörte Alex eine Männerstimme ganz in der Nähe. »Die haben hier schon gewütet. Schaut euch das mal an! Hoffentlich sind die nicht schon weg.«

»Die sind noch irgendwo im Haus, das spüre ich«, sagte ein anderer.

Alex lauschte gebannt. Die Blauen hatten die kaputten Vitri-
nen entdeckt, das würde sie einen Moment ablenken. Jetzt oder nie! Sie holte tief Luft, bevor sie, immer noch in der Hocke, an die Wand trat und ihren Arm lang machte, um den Knopf zu drücken.

Mit einem leisen *Pling* glitt die Tür auf.

Nicht leise genug.

»Halt, Polizei!«, rief jemand. »Heben Sie die Hände und zeigen Sie sich!«

Alex zog Benny in den offenen Fahrstuhl und drückte schnell einen der oberen Knöpfe. Wenigstens wusste sie, wie diese Dinger funktionierten, Wertheim sei Dank. Die Blauen kamen schon um die Ecke, ihr Anführer rief noch einmal etwas von wegen »Stehenbleiben«, da endlich schloss sich die Tür, und der Aufzug fuhr nach oben. Gott sei Dank! Erst einmal hoch, erst einmal Abstand gewinnen zu ihren Verfolgern. Bis die Bullen einen der anderen Aufzüge ins Erdgeschoss geholt hätten, dürfte etwas Zeit vergehen.

Sie schaute Benny an. Endlich konnten sie wieder reden.

»Scheiße«, sagte er, »was machen die Bullen denn hier?«

»Vielleicht haben wir irgendwo den Alarm ausgelöst.«

»Kommt mir eher so vor, als hätten die uns erwartet. Als hätten die nur drauf gewartet, uns in flagranti zu erwischen.«

»Erst mal müssen die uns kriegen.«

»Stimmt.« Benny grinste sie an. »Im Weglaufen bist du verdammt gut, Alex, das wusste ich schon immer. Aber wo hast du gelernt, einen Fahrstuhl zu bedienen?«

»Bei Wertheim war ein Liftboy scharf auf mich.«

Er knuffte sie in die Seite und lachte, dabei hatte sie gar keinen Scherz gemacht. Die Affäre mit dem hartnäckigen Verehrer hätte sie fast ihre Stelle gekostet. Die Stelle, die sie dann ein halbes Jahr später ohnehin verloren hatte.

Der Aufzug hielt, die Tür öffnete sich und zeigte eine Fünf an der Wand gegenüber.

»Bitte aussteigen, die Herrschaften«, sagte Alex.

»Sollen wir nicht lieber noch einen höher?«

»Ja, aber über die Treppe. Dann suchen die Bullen erst mal in der falschen Etage.«

Benny nickte. »Am besten, wir trennen uns. Du ein Stockwerk nach oben, ich eins nach unten?«

»Trennen?«

»Das mit den Bullen ist mir nicht geheuer«, sagte Benny. »Keine Ahnung, wie viele hier rumschwirren, wir müssen sie auseinanderziehen, dann haben wir eine Chance.«

Er klang wie ein General vor der Schlacht. Wäre die Situation nicht so ernst gewesen, Alex hätte gelacht.

»Auseinanderziehen, schön«, sagte sie. »Und dann?«

Benny zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Irgendwie hier raus. Ein paar Möglichkeiten wird es doch geben in so einem großen Haus.«

»Gut. Wann treffen wir uns?«

»Erst wenn wir draußen sind. Märchenbrunnen. Jede volle Stunde.«

Alex nickte. »Na, dann viel Glück«, sagte sie. »Wir sehen uns draußen.« Sie schaute ihn noch einmal an, dann rannte sie die Treppen zur sechsten Etage hinauf. Alex hörte ihre Schritte und Bennys Schritte, die sich immer weiter entfernten. Oben angekommen machte sie vor der Fahrstuhltür kurz halt und überlegte wohin. Wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit, wann der Nachtwächter auch in der sechsten Etage die Beleuchtung anwarf. Aber noch war es dunkel. Alex machte zum ersten Mal an diesem Abend Gebrauch von ihrer Taschenlampe und leuchtete die Anzeigenuhren über den Aufzügen an. Der ganz rechts hatte sich schon in Bewegung gesetzt und passierte gerade die zweite Etage. Sie waren also im Anmarsch. Keine Zeit zu verlieren.

Alex stürzte in die Verkaufsetage, auf der Suche nach einem an-

deren Fluchtweg oder wenigstens einem Versteck. Der Lichtkegel ihrer Taschenlampe wanderte über rot-weiße Bodenfliesen und leere Glasbuffets. Die Imbisshalle des KaDeWe, das Herz der neuen Lebensmittelabteilung. Vorbei an Regalen voller Marmeladengläser durchquerte Alex die Etage. Und dann ging es plötzlich nicht mehr weiter. Alex suchte einen Durchgang in der weiß getünchten Sperrholzwand, die mit so vielen Regalen zugestellt war, dass ihr provisorischer Charakter kaum auffiel. Hinter einer Verkaufstheke fand sie schließlich eine kleine, unscheinbare Tür, nur ein simples Bartschloss, das leicht zu öffnen war. Sie schlüpfte hindurch und schloss die Tür wieder. Gleich dahinter versperrte ein Bretterstapel den Weg, überhaupt sah alles nach Baustelle aus. Welche Produkte hier einmal verkauft werden sollten, war nicht zu erkennen, die meisten Regale mussten erst noch zusammengezimmert werden. Alex durchquerte den Raum und fand eine Tür, hinter der eine Treppe nach oben führte.

Sie wusste nicht wohin, sie wusste nur eines: Sie durfte ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen, um keinen Preis. Seit sie auf der Straße lebte, war das ihre wichtigste Regel: Lass dich niemals von den Bullen erwischen! Immer noch, seit einem halben Jahr nun schon, hatte sie eine Heidenangst, die Polizei könnte sie aufgabeln und womöglich für Beckmanns Tod verantwortlich machen. Oder noch schlimmer: könnte sie in die Mangel nehmen und herausfinden, dass Karl es war, der diesen Scheiß-Nazi erschossen hatte. Dass seine Schwester daneben gestanden und alles gesehen hatte. Und an allem schuld war. Das glaubte Alex jedenfalls manchmal: dass sie ihren Bruder überhaupt erst zum Mörder gemacht hatte. Und dann wieder protestierte alles in ihr dagegen, denn ohne diesen ganzen Rotfrontmist hätte Karl überhaupt keine Knarre besessen und gar nicht erst auf Beckmann schießen können.

Aber er hatte eine gehabt. Und er hatte geschossen.

Alex schaltete die Lampe aus und lauschte. Stimmen, kein Zweifel. Stimmen, die lauter wurden. Sie waren oben. Natürlich durchkämmten die Bullen auch die sechste Etage, so blöd waren die nicht, sich von dem Aufzug in der fünften täuschen zu lassen. Es flackerte, und dann ging auch hier oben das Licht an. Alex zog sich instinktiv in das dunkle Treppenhaus zurück, auch wenn die Baustellenabspernung sie vor Blicken schützte. Vorerst jedenfalls.

Was die Passanten unten auf der Straße wohl denken mochten, wenn im KaDeWe kurz vor Mitternacht alle Etagen plötzlich taghell leuchteten?

Alex schulterte ihre Tasche und stieg die schmale dunkle Treppe nach oben. Bloß weg hier, bevor die Bullen die Sperrholzwand entdeckten und auf die Idee kamen, dahinterzuschauen. Sie stieg durch zwei dunkle Dachgeschosse, dann stand sie vor einer verschlossenen Tür, die für ihren Dietrich ebenfalls kein Problem darstellte. Ein kalter Wind blies ihr entgegen, und sie fand sich draußen wieder, auf dem Dachgarten hoch über der Stadt. Dort drüben ragte die Gedächtniskirche dunkel aus dem Häusermeer und dem Licht, das in allen Farben aus den Straßenschluchten leuchtete. Der Verkehrslärm drang plötzlich wieder laut und klar an ihr Ohr, nicht so gedämpft wie im Gebäude. Ein Autohupen erinnerte sie daran, dass da unten das Leben wartete und die Freiheit. Nur wie dorthin kommen? Der Wind wehte Alex kalt ins Gesicht, als wolle er sie spüren lassen, dass sie sich auf fremdes Terrain gewagt hatte. Die Wunde in ihrer Hand pochte immer mehr. Alex beugte sich über die Brüstung der Dachterrasse und schaute nach unten. Der Schriftzug *KaDeWe* leuchtete in die Nacht und warf sein Neonlicht auf ein steiles, von Fenstern und Gauben durchbrochenes Dach. Keine Möglichkeit, irgendwie runterzukommen. Sie konnte nur beten, dass die Bullen nicht auf die Idee kamen, hier oben zu suchen. Aber wer war schon so dämlich, aufs Dach zu flüchten? Nun ja, Alexandra Reinhold war so dämlich, aber das konnten die Bullen schließlich nicht wissen.

Mensch, du blöde Kuh, schimpfte sie mit sich selbst, da haste dich ja schön in die Falle treiben lassen!

Nein, sie musste wieder zurück, musste irgendwie an den Bullen vorbei und nach unten, ganz nach unten und raus. Fragte sich nur wie. Alex kehrte um, ging zurück ins Treppenhaus, blieb einen Moment stehen und lauschte, nachdem sie die Tür geschlossen hatte. Nichts zu hören, immer noch alles dunkel. Erst als sie wirklich sicher war, dass die Luft rein war, stieg sie die dunkle Treppe langsam hinab, Stufe für Stufe, und öffnete unten die Tür, die zurück ins Licht führte. Die Stimmen waren nicht mehr zu hören. Ob die Bullen sich wieder verdrückt hatten? Auf der Baustelle jedenfalls war niemand zu sehen. Komisch, dass die hier nicht nachguckten.

Aber das Licht hatten sie brennen lassen. Alex wunderte sich. Sie schlich so leise wie möglich bis zur Sperrholzwand und lugte durch einen schmalen Spalt.

Mist! Da an den Aufzügen stand ein Blauer.

Die Bullen mussten sich gar nicht die Arbeit machen und alles durchkämmen, es reichte, dass sie alle Abgänge bewachten.

Alex zog sich zurück in den hinteren Teil der Baustelle. Vorsichtig öffnete sie eines der Fenster auf der Westseite und erschrak, wie laut der Lärm von draußen plötzlich wurde. Hoffentlich hörte man das nicht bis zu den Aufzügen. Sie streckte ihren Kopf in die Nachtluft, die nach Benzin und Regenwolken roch, und spähte hinaus. In gut vier Metern Tiefe erkannte sie die Galerie, die sich in der fünften Etage fast um das ganze Gebäude zog, dahinter gähnte der Abgrund der Passauer Straße. Sie konnte sich ans Fenstersims hängen, so weit wie möglich hinunterhangeln und dann springen. Das war zu schaffen. Als sie noch überlegte, was sie mit solch einer waghalsigen Aktion gewonnen hätte, entdeckte sie eine Gestalt, die sich unten auf der Galerie in eine Fensternische drückte.

Benny.

Den armen Kerl hatten die Bullen inzwischen also auch schon nach draußen getrieben. Er bemerkte sie nicht, hing geduckt in seinem Versteck und hielt die Tür im Blick. Alex schloss das Fenster wieder. Verdammt! Wie sollten sie aus dieser Sache jemals heil herauskommen?

Die Schnittwunde in ihrer Hand fing wieder an zu pochen. Was für ein Scheißtag! Nur raus hier, endlich raus! Alex öffnete eine Tür an der Südseite der Verkaufsetage, auch hier war es dunkel. Sie lauschte in die Dunkelheit, und erst als sie sicher war, keine Schritte zu hören und keine Stimmen, knipste sie die Taschenlampe wieder an und erkannte einen langen Korridor in dem unruhig nervösen Lichtkegel. Ein Bürotrakt, alles neu, die Wände rochen nach frischem Putz. Langsam schritt sie den Gang hinunter, ignorierte die Türen zu beiden Seiten, dort hinten ging es links herum, vielleicht war um die Ecke noch ein Treppenhaus. Alex knipste die Lampe aus, bevor sie um die Ecke bog, sie hatte einen schwachen Lichtschein bemerkt. Nur ein Fenster am Ende des Ganges, durch das ein müdes, dünnes Licht ins Gebäude fiel. Draußen erkannte sie eine Brandmauer, hier musste es zum Wirtschafts-

hof hinausgehen. *Wunderbar, Fräulein Reinhold, alles wie geplant, leider nur ein paar Etagen zu hoch!*

Inzwischen hatte es zu regnen begonnen. Alex wünschte nichts sehnlicher, als jetzt in diesem Regen zu stehen, mitten im Regen, der ihnen schon so viele Sommertage vermiest hatte. Sie starrte durch das Fenster in den Regen und schickte ein Stoßgebet los. *Lieber Gott, wenn du da irgendwo sein solltest und mich hörst, lass mich hier rauskommen, ganz gleich wie, lass mich nur hier rauskommen, und ich zahle jeden Preis, ich geh sogar in die Kirche.* Sie schloss die Augen, um ihrem Gebet Nachdruck zu verleihen, und lauschte auf das Prasseln des Regens. Irgendetwas an diesem Geräusch ließ sie stutzen und das Fenster öffnen. Der Regen machte einen ungeheuren Lärm, und zwischendurch klang es, als würde jemand mit einem Hammer auf einen kleinen Amboss schlagen, immer und immer wieder. Alex steckte ihren Kopf durch das geöffnete Fenster und glaubte zu träumen. In diesem Moment war sie fest davon überzeugt, dass sie das allein ihrem Gebet zu verdanken hatte.

Eine Feuertreppe!

Eiserne Stufen führten nach unten in den Hof, Etage für Etage. Alex packte ihre Taschenlampe ein und schulterte die Tasche. Dann trat sie auf den Gitterrost und schaute vorsichtig nach unten. Eine ganze Armada von Last- und Lieferwagen parkte da unten fein säuberlich in Reih und Glied, ansonsten war der Hof leer, weit und breit keine blaue Uniform. Die Feuerleiter hatten die Bullen nicht auf der Rechnung, wie es aussah, die hatten sie schlicht und einfach übersehen.

Alex umfasste den nasskalten Handlauf und begann, die wacklige Stahltrappe hinabzusteigen, langsam, Schritt für Schritt, dabei immer den Hof und die Fenster im Blick. Der Wind wehte ihr den Regen ins Gesicht, das Stahlgerüst wackelte und quietschte unter ihren Schritten, doch Meter für Meter kam sie dem Boden näher. Es war kein starker Regen, dennoch war sie im Nu pitschnass, der Verband durchgeweicht, und ihre Tasche wurde von Minute zu Minute schwerer.

Dann endlich stand sie unten. Sie hatte es tatsächlich geschafft. Wenn sie doch Benny von der Feuertreppe erzählen könnte! Hoffentlich hatte er genauso viel Glück wie sie. Im Schutz der Lieferwagen, die hier akkurat Seite an Seite parkten, arbeitete sie

sich langsam zur Einfahrt vor, die auf die Passauer Straße führte. Das Tor war verschlossen, damit hatte sie gerechnet. Alex packte die Sperrhaken aus, sie zitterte ein wenig und brauchte etwas länger als sonst, aber auch das Schloss in dem großen Eisentor war nicht besonders schwierig zu knacken.

Das Tor quietschte, als sie es bewegte. Sie öffnete es vorsichtig und nur einen schmalen Spalt, gerade groß genug, dass sie hindurchschlüpfen konnte.

Und dann stand sie draußen! Auf der Straße, in Freiheit! Noch nie hatte sie den Verkehrslärm auf dem Tauentzien so gern gehört, sie atmete die Luft, als wäre es eine andere als die da drinnen, als könne sie jetzt überhaupt erst wieder richtig atmen nach einem viel zu langen Tauchgang. Der Regen hatte aufgehört. Auf der Passauer Straße war nicht viel los, ein paar eilige Fußgänger, die gerade ihre Schirme zuklappten, zwei, drei Autos, die durch die Pfützen spritzten, niemand, der ihr Beachtung schenkte. Sie legte den Kopf in den Nacken und warf einen Blick auf die Kaufhausfassade, die hier an der Passauer Straße von der großen Leuchtreklame gekrönt wurde. Festlich, beinahe weihnachtlich wirkte es, das nächtliche, leuchtende Kaufhaus. Alex musste an Benny denken, der irgendwo in diesem riesigen Kasten nach einem Ausweg suchte, und im selben Moment sah sie ihn auch, oben auf dem Stahlgeländer der Galerie herumturnen. Was zum Teufel machte er da? Schien sich jedenfalls nicht weit von seinem Versteck wegbewegt zu haben, in dem sie ihn vor ein paar Minuten entdeckt hatte.

Er stieg vollends hinüber und stand nun auf dem Sims der Galerie, der höchstens einen Fuß breit sein mochte, und hielt sich mit beiden Händen außen am Geländer fest. Alex stockte der Atem. Er wollte doch wohl nicht klettern mit der schweren Tasche auf dem Rücken? Aber es sah ganz danach aus. Blitzschnell ging Benny in die Hocke, stützte sich mit beiden Händen auf den Sims und ließ seinen Körper langsam nach unten, bis er da hing, mit baumelnden Beinen, ein schwarzer Schatten, direkt vor einem der erleuchteten schmalen Fenster. Seine Füße waren doch viel zu weit entfernt vom nächsten Fenstersims, da kam er niemals runter, was hatte er vor? Alex hörte einen kurzen Schreckenseufzer und drehte sich um. Da stand ein dünner Mann mit Nickelbrille und steifem Hut und hatte seinen Kopf in den Nacken gelegt.

Oben über dem Geländer erschien jetzt die Silhouette eines Schupos, der Stern auf dem Tschako blitzte kurz auf im Licht. Jetzt wusste Alex, warum Benny außen an der Galerie hing: Er hatte sich verstecken wollen, die Fassade war seine letzte Zuflucht. Doch der Blaue musste ihn schon gesehen haben; er beugte sich jedenfalls über das Geländer und suchte den Sims ab, so als wisse er, dass da jemand sein müsse. Und dann näherte er sich der Stelle, an der Benny hing.

Alex hätte fliehen müssen, aber sie konnte nicht, sie stand auf der Passauer Straße wie festgewachsen.

»Die Polente ist ja schon bei ihm«, hörte Alex den Nickelbrillenmann sagen. »Warum so'n Selbstmörder sich auch ausgerechnet das KaDeWe aussucht!«

Alex hätte am liebsten etwas geantwortet, aber sie schwieg. Sie konnte nicht genau erkennen, was da oben geschah, nur dass der Schupo jetzt bei Benny war und ebenfalls übers Geländer geklettert war. Wollte er ihm hinaufhelfen? Aber der Blaue machte keinerlei Anstalten, sich zu bücken, er blieb stehen, hatte nur den Kopf nach unten gebeugt, als würde er sich mit Benny unterhalten. Auch Benny schien etwas zu sagen, doch Alex verstand kein Wort.

Dann hörte sie Benny kurz aufschreien und zuckte zusammen. Verließen ihn schon die Kräfte? Das konnte doch nicht sein! Ergib dich, dachte sie, hat keinen Zweck mehr, kletter wieder hoch und lass dich festnehmen. Der Bulle hatte seinen Kopf immer noch nach unten gebeugt, und im Schein der Werbeleuchten konnte Alex für einen kurzen Moment sein Gesicht erkennen, das aussah wie eine wütende Fratze. Was war da los? Hatte Benny sein loses Mundwerk mal wieder nicht halten können? Noch einmal hörte sie ihn schreien, ein langgezogener Schrei, anders als vorhin, verzweifelter. Jetzt klang er wie der Junge, der er noch war, nicht wie der Mann, der er sein wollte.

Alex hielt ihren Kopf schräg, dass der Nacken schmerzte, und konnte doch nicht weggucken. Warum ließ er jetzt los mit der Rechten, wie wollte er sich denn halten, mit nur noch einer Hand, dazu die schwere Tasche geschultert? Sie starrte und starrte und konnte nicht glauben, was sie sah. Bis sie schließlich doch verstand und nicht verstehen wollte.

Kein Schrei, kein Mucks, vollkommen lautlos fiel er durch die Nacht. Sie wollte nicht glauben, dass das Benny war, dieser stumme Körper, der da dem Boden entgegenstürzte.

Sie hörte erst wieder etwas, als sein Körper aufschlug. Ein Klat-schen, wie ein Sack Kartoffeln, der vom Laster gefallen ist, und gleichzeitig ein Knacken.

Dann war alles ruhig.

Die Starre, in der sie den Sturz miterlebt hatte, unfähig sich zu rühren, auch nur zu blinzeln, löste sich endlich wieder. Da lag Benny, keine zehn Meter von ihr, seltsam verkrümmt, und rührte sich nicht. Alex lief los und hockte sich zu ihm hin. Kaum Blut zu sehen, seltsamerweise. Bennys Augen waren geschlossen. Über ihr keuchte jemand; der Nickelbrillenmann war herangekommen und glotzte.

Alex fauchte ihn an. »Nun holen Sie schon einen Krankenwagen!«

Der Mann zuckte die Achseln, eher hilflos als fragend, und machte sich vom Acker.

Alex beugte sich zu Benny, sie hörte ein röchelndes Atmen.

Er lebte noch! Wusste sie es doch!

Sie kniete sich aufs Pflaster, nahm seinen Kopf auf ihre Knie und streichelte ihm durch die Haare. Er schlug die Augen auf, sein Atem wurde schneller und pfeifender.

»Alex«, sagte er, als er sie erkannte.

»Du darfst nicht reden, gleich kommt der Krankenwagen, dann helfen sie dir.«

»Tut mir leid, Alex. Ich hab's verbockt.«

»Quatsch nicht!«

»Konnte ... konnte mich nicht mehr halten, der hat mir auf die Finger getreten.«

Es gab ein pfeifendes Geräusch, als Benny versuchte Luft zu holen. Das Sprechen fiel ihm immer schwerer.

»Nicht so viel reden, Benny, nicht so viel reden.«

»Du musst hier weg ... die kriegen dich sonst. Sind ganz üble Kerle ...«

Sie schaute nach oben, der Schupo stand immer noch da und glotzte herab, erklärte einem Kollegen irgendetwas und zeigte auf sie, zeigte auf Alex und Benny unten auf der Passauer Straße. Der

andere Schupo begann, auf seinen Kollegen einzureden, schien ihn zu beschimpfen. Das konnte die Sache auch nicht ungeschehen machen.

Wieder holte Benny Luft, und wieder piffte seine Lunge, Alex schaute ihn an, ein Schwall Blut quoll aus seinem Mund.

»Benny!« Sie schrie ihn an. »Halt durch, Mensch, halt durch!«

»Alex.« Er versuchte zu lächeln. »Du gehst irgendwann mit mir tanzen, versprochen?«

»Versprochen«, sagte sie und spürte, wie ihre Tränen zu fließen begannen. Seine Atemzüge folgten in immer kürzeren Abständen, noch einmal kam ein Schwall dunkles Blut aus seinem Mund, Alex wischte es ab mit ihrem Ärmel. Benny schaute sie an, schaute sie die ganze Zeit an, mit einer Wehmut im Blick, als nehme er Abschied. Dann schloss er die Augen.

»Nein«, sagte Alex, »nicht aufgeben, hörst du, nicht aufgeben! Der Krankenwagen ist gleich hier.«

Benny öffnete die Augen nicht mehr. Das pfeifende Atmen wurde immer hektischer, und plötzlich setzte es aus, als habe jemand ein Gerät abgeschaltet. »Nein«, schrie Alex, »nein! Du kannst doch nicht einfach sterben! Du darfst nicht!«

Sie brüllte ihn an, doch sie wusste, er konnte sie nicht mehr hören. Langsam sackte sein Kopf zurück auf das Gehwegpflaster.

Alex schaute sich um. Ein paar Schaulustige waren vom Tauentzien herübergekommen. Der Nickelbrillenmann war noch nicht wieder aufgetaucht, auch kein Krankenwagen. Aber dafür traten aus einer unscheinbaren Seitentür des KaDeWe ein paar Uniformierte.

Sie schluckte ihre Tränen runter und rannte los.

»Halten Sie den Jungen fest! Das ist einer von ihnen!«

Alex drehte sich nicht um, sie wusste auch so, dass sie jetzt gejagt wurde. Sie musste sich die Passanten vom Leibe halten, pöbelte eine elegante Dame beiseite, die ins Schaufenstergitter fiel, und rannte auf die Menschenmasse zu, die sich den Tauentzien hinunterwälzte. Da irgendwo untertauchen und dann weg. Eine Trillerpfeife schrillte hinter ihr, und dann rief jemand.

»Halt! Stehenbleiben! Polizei!«

Sie rannte weiter, quer über den Gehweg auf die Tauentzienstraße, vorbei an hupenden Autos, ein Taxi hielt mit quietschen-

den Bremsen, der Fahrer schimpfte, doch Alex hörte gar nicht hin. Nach dem, was Benny passiert war, fürchtete sie plötzlich um ihr Leben. Sie hechtete kurz vor einer Straßenbahn, deren Fahrer die Warnglocke tönen ließ, über den Mittelstreifen und rannte weiter, in die gleiche Richtung wie die Elektrische, die gemütlich ostwärts zockelte. Ihr Blick fiel auf das Warnschild, das ein Aufspringen während der Fahrt strengstens untersagte. Sie überlegte nur einen kurzen Moment, beschleunigte und sprang auf die Plattform, drängte sich hinein in den Wagen, versuchte, einen Blick durch die Fenster auf der anderen Seite zu erhaschen, die von den Fahrgästen größtenteils verdeckt wurden. Da standen sie, ihre Verfolger. Zwei Blaue warteten darauf, dass die Straßenbahn, die nun schon zur Kurve um den U-Bahnhof Wittenbergplatz ansetzte, den Weg endlich wieder freigab. Alex drängelte sich weiter in den Wagen, nicht auf das Geschimpfe der Leute achtend. Sie schaute auf das Linien Schild. Die Sechs. Fuhr nach Schöneberg. Nicht ganz ihre Richtung, aber wenn sie schon am Wittenbergplatz wieder ausstiege, würden die Bullen sie womöglich noch entdecken. Die Elektrische hielt, und in die Menschenmenge kam Bewegung. Es stiegen mehr aus als ein, Alex musste sehen, wie ihre Deckung mehr und mehr schrumpfte. Immer wieder schaute sie aus dem Fenster, doch sie konnte keine blaue Uniform entdecken. Als letzter Fahrgast stieg ein dicker Mann zu, dem sie gleich auf die Pelle rückte. Während sie sich hinter dem Dicken versteckte, hielt sie die Türen im Auge. Nicht dass im letzten Augenblick noch ein Blauer aufsprang. Doch dann bimmelte es, und die Bahn setzte sich wieder in Bewegung. Mit jedem Meter nahm die Elektrische mehr Fahrt auf, mit jedem Meter löste sich Alex' Anspannung. Sie hatte die Bullen abgehängt!

Mit einem Mal spürte sie die Wunde in ihrer Hand wieder pochen. Das Blut war bereits durch den provisorischen Verband gesickert. Den Verband, den Benny ihr angelegt hatte. Vor einer Stunde vielleicht, länger konnte das kaum her sein. Die Trauer überfiel sie so plötzlich wie ein wildes Tier, das unsichtbar in einem dunklen Gebüsch gelauert hatte. Die Tränen schossen ihr in die Augen, ohne dass sie etwas dagegen tun konnte, und sie fing so hemmungslos an zu weinen, wie sie seit Jahren nicht mehr geweint hatte.

Erst als sie sich wieder beruhigt hatte und die Tränen mit dem Ärmel abwischte, merkte sie, dass alle im Wagen sie anstarrten.

»Was gibt's denn da zu glotzen?«, fauchte sie, und die Leute, die eben noch mitleidig geguckt hatten, rückten von ihr ab.

2

Das hatte man nun davon, wenn man pünktlich war: Man durfte warten. Rath betrachtete abwechselnd die Bilder an der Wand und seine Fingernägel. Auf seinem Jackett entdeckte er einen kleinen Fettfleck. Den grauen Anzug trug er schon viel zu lang; hätte er gewusst, dass die Häuptlinge ihn heute sehen wollten, hätte er den braunen angezogen, der war frisch gereinigt. Wenigstens waren seine Fingernägel sauber.

Renate Greulich hämmerte weiter auf ihre Schreibmaschine ein, als säße sie allein im Raum.

»Doktor Weiß ist noch im Gespräch. Nehmen Sie doch bitte einen Moment Platz.« Das war alles, was die Sekretärin bislang gesagt hatte, und Rath hatte Platz genommen. Und gewartet.

Er fühlte sich wie im Wartezimmer eines Arztes. Eines Arztes, der irgendeine unerfreuliche Diagnose stellen wird, und man weiß nicht genau welche, nur dass sie unerfreulich sein wird. Wenn die Bosse ihn zu sich bestellten, gab es meistens Ärger. Auch wenn Rath sich beim besten Willen nicht daran erinnern konnte, in den letzten Wochen gegen irgendwelche Dienstvorschriften verstoßen zu haben, seit einer Woche war er überhaupt erst wieder im Dienst nach zwei Wochen Sommerurlaub, ein paar Tage Köln, eine Woche Ostsee mit Charly. Beides hätte er sich besser erspart. Hätten sie sich besser erspart.

Das Telefon klingelte, und Renate Greulich hob ab. »Jawohl, Herr Doktor«, sagte sie und griff zielsicher nach einem Aktenordner auf ihrem Schreibtisch. Ohne ein weiteres Wort verschwand sie damit durch die gepolsterte Tür nach hinten.

Rath blickte der Sekretärin hinterher und schnappte sich eine Zeitung vom Beistelltisch, jetzt fühlte er sich endgültig wie bei

einem Arztbesuch. Er blätterte lustlos durch die große Politik, Reparationsstreit, Sparmaßnahmen, bis er an einer Schlagzeile im Lokalteil hängen blieb.

Nächtliche Verbrecherjagd im KaDeWe. Jugendlicher Einbrecher stürzt in den Tod.

Der Fall, den Gennat heute Morgen im Konferenzraum angesprochen hatte, zwei Juwelendiebe, am Wochenende auf frischer Tat im Kaufhaus des Westens ertappt, einer hatte sich als Fassadenkletterer versucht und seinen Leichtsinns mit dem Leben bezahlt, ein junger Bursche, höchstens sechzehn, siebzehn Jahre alt, sie hatten ihn noch nicht identifiziert. Der Komplize war mit einem Teil der Beute entkommen.

So wie sich der Artikel las, konnte man beinahe meinen, die Polizei habe den Jungen zu Tode gehetzt. Dass es nicht gerade den Gesetzen entsprach, sich in einem Kaufhaus einschließen zu lassen, um dort die Schmuckvitrinen auszuräumen, darüber verlor die Zeitung keine Silbe.

Die Tür zum Allerheiligsten öffnete sich wieder, doch nicht die Greulich kam heraus, sondern ein Schupo, ein Polizist wie aus dem Bilderbuch, den Tschako unter den Arm geklemmt, die blaue Uniform frisch gebügelt und tadellos sauber, ohne jeden Fussel. Der Mann wusste offenbar, wie man dem Polizeivizepräsidenten gegenüberzutreten hatte. Rath legte die Zeitung über den Fettfleck auf seinem Anzug. Der Schupo grüßte mit einem Kopfnicken.

»Wie ist denn die Stimmung da drinnen?«, fragte Rath.

»Geht so.« Der Schupo zeigte auf die Zeitung. »Haben Sie die Kritiken vom Wochenende schon gelesen?«

»Bin gerade dabei.«

»Dann können Sie sich die Laune von Doktor Weiß ja in etwa vorstellen.« Der Schupo hob die Schultern, als sei er eine Erklärung schuldig. »Ich habe diesen unglückseligen Einsatz im KaDeWe vorgestern Abend geleitet«, sagte er.

»Übel«, entfuhr es Rath.

»Übel ist gar kein Ausdruck. Das ist ein Albtraum.«

»Glauben Sie mir, ich weiß, wie Sie sich fühlen. Ich kann Ihnen nur raten, nehmen Sie sich die Sache nicht zu sehr zu Herzen; es ist nicht Ihre Schuld, solche Dinge passieren im Polizeialltag.«

»Klingt schön, wie Sie das so sagen. Aber zur Mordkommission

muss ich trotzdem.« Der Schupo setzte seinen Tschako auf. »Weswegen hat man Sie denn herzitziert?«

»Wenn ich das nur wüsste«, sagte Rath.

Der Blaue tippte zum Abschied kurz an den Schirm. »Wird so schlimm schon nicht werden«, sagte er und verschwand auf dem Gang.

Kurz darauf erschien Renate Greulich wieder auf der Bildfläche und bat Rath hinein. Der Vizepolizeipräsident saß hinter seinem Schreibtisch und notierte etwas in eine Kladde. Seiner Miene war nicht anzusehen, um was es ging.

»Herr Kommissar, nehmen Sie doch bitte Platz«, sagte er, ohne aufzublicken.

Rath setzte sich und schaute aus dem Fenster, während Weiß in aller Seelenruhe seine Notizen beendete. Draußen leuchtete der Baukran des Alexanderhauses in der Sonne und ließ ein ganzes Bündel Moniereisen wie schwerelos durch die Luft schweben. Endlich klappte Weiß seine Kladde zu und schaute Rath durch dicke Brillengläser an. Wie ein Oberstudienrat den Prüfling anschaut, bevor er die erste Frage stellt, dachte Rath.

»Herr Kommissar, Sie haben doch einen Bruder in den Vereinigten Staaten, nicht wahr?«

Rath hatte mit allem Möglichen gerechnet, aber nicht mit dieser Frage. »Wie bitte, Herr Vizepräsident?«

»Wenn ich richtig informiert bin, lebt Ihr Bruder Severin Rath in Amerika ...«

»Das stimmt, aber ...«

»... und Sie haben ihn dort auch schon einmal besucht ...«

Woher hatte Weiß diese Information? Kein Mensch wusste von dieser Reise, nicht einmal Engelbert Rath, sein Vater, der Kriminaldirektor, dem man sonst wenig verheimlichen konnte. Drei Monate lang hatte Gereon sich im Frühjahr 1923 in den USA aufgehalten und seinen Bruder gesucht, seine Eltern hatten ihn auf einem Auslandssemester in Prag geglaubt – dank der Briefe, die Paul von dort verschickt hatte. »Sie sind erstaunlich gut informiert«, sagte Rath, als er Fassung und Sprache wiedergewonnen hatte.

»Das gehört zu meinen Aufgaben«, erwiderte Weiß, und es klang überhaupt nicht ironisch. »Herr Kommissar, haben Sie schon einmal etwas vom Bureau of Investigation gehört?«

»Die amerikanische Bundespolizei ...«

Weiß schien mit Rath's Antwort zufrieden zu sein. Er nickte kaum merklich und schlug eine dünne Aktenmappe auf. »Ich habe einen Auftrag für Sie, Herr Kommissar«, sagte er schließlich. »Einen Sonderauftrag, bei dem eine gewisse Kenntnis US-amerikanischer Gepflogenheiten durchaus von Vorteil sein kann. Wie gut ist Ihr Englisch?«

Rath zuckte die Achseln. »Ganz ordentlich, denke ich. Die Amis haben mich jedenfalls verstanden und ich sie.«

Worauf, zum Teufel, wollte der Vipoprä hinaus?

Weiß schob die Mappe über den Tisch. »Das hier kam vor wenigen Tagen über den Ticker«, sagte er. Rath überflog die erste Seite. *Abraham Goldstein, place of birth: Brooklyn, NY*. Ein Steckbrief. »Die amerikanischen Kollegen haben uns das gekabelt«, fuhr Weiß fort, »weil sie uns vor diesem Mann warnen wollen. Das Bureau hält ihn für das Mitglied eines New Yorker Gangstersyndikats.«

»Schön. Und was geht uns das an?«

Weiß zog die Augenbrauen hoch, bevor er antwortete. »Abraham Goldstein, Spitzname *Handsome Abe*, ist auf dem Weg nach Berlin. Gestern Abend ist er in Bremerhaven durch den Zoll.«

»Wenn das so ein schlimmer Junge ist, warum lassen die Amis ihn dann einfach ausreisen?«

»Weil es da keinerlei Handhabe gibt, der Mann hat eine weiße Weste. In seiner Jugend wurde Goldstein ein paarmal aktenkundig, Diebstahl, Sachbeschädigung, Körperverletzung, seitdem nichts mehr, nicht einmal Falschparken. Mehrere ungeklärte Todesfälle im Gangstermilieu sollen auf Goldsteins Rechnung gehen; die Kollegen halten ihn für einen Mörder, der im Auftrag italienischer und jüdischer Gangstersyndikate tötet. Und so gut arbeitet, dass er keinerlei verwertbare Spuren hinterlässt. Unbestritten ist nur, dass er Kontakte zu Größen der Unterwelt hat. Aber so etwas ist nicht strafbar.«

»Goldstein ist Jude?«

»So ist es.« Weiß verzog keine Miene. Als spiele diese Tatsache keine Rolle. Aber natürlich tat sie das. Ein jüdischer Gangster in Berlin, allein diese Nachricht wäre Wasser auf die Mühlen der Antisemiten. Schon die Berichte über die Betrügereien der Sklarek-Brüder waren in vielen Blättern deutlich von antisemitischen Un-

tertönen geprägt. Rath verstand plötzlich, warum Weiß das Ganze zur Chefsache gemacht hatte.

»Was hat Goldstein denn vor in Berlin?«, fragte er. »Irgendwelche Anhaltspunkte?«

»Nüsch.« Weiß schüttelte den Kopf. »Wir haben nicht den blassesten Schimmer. Sicher ist nur, dass er kommt.« Der Vize hob die Schultern, es sah fast aus, als entschuldige er sich. »Goldstein hat ein Touristenvisum. Vielleicht besucht er wirklich nur den Wintergarten oder den Sportpalast oder stürzt sich ins Nachtleben wie die anderen Touristen, die herkommen, weil es bei uns so schön billig ist. Alles möglich.«

»Auch dass er einen Auftrag in Berlin erledigt? Jemanden ausschaltet, der den New Yorkern Probleme macht?«

Weiß machte ein skeptisches Gesicht und hob die Schultern. »Es gibt nur lockere Verbindungen zwischen hiesigen Verbrecherkreisen und amerikanischen Gangstersyndikaten. Meist Drogen- oder Alkoholschmuggel. Dass ein amerikanischer Gangsterkrieg bis Europa reicht, glaube ich nicht.«

»Bei uns herrscht ja nun auch nicht gerade Frieden, wenn man an die letzten Wochen denkt«, meinte Rath. »Vielleicht hat einer von unseren schweren Jungs Goldstein kommen lassen. Weil er einen Auftrag für ihn hat ...«

»Eine gewisse Nervosität herrscht tatsächlich in der Stadt«, sagte Weiß, »die Ringvereine wissen Bescheid. Noch bevor das Bureau uns informierte, haben unsere Spitzel entsprechende Gerüchte aus dem Milieu gemeldet, dass ein Amerikaner in der Stadt erwartet wird.«

»Und was machen wir nun mit dem Mann? Wenn die Amis ihm schon nichts anhaben können, was können wir dann tun?«

»Wir überwachen Goldstein. Rund um die Uhr. Und zwar so, dass er es merkt. Der Mann soll wissen, dass er unter Beobachtung steht, dass er keinen Schritt tun kann, ohne dass die Polizei es weiß. Sollte er wirklich nach Berlin kommen, um jemanden zu töten, müssen wir ihm zeigen, dass er besser gleich wieder nach Hause fährt. Unverrichteter Dinge.«

»Mit Verlaub, Herr Vizepräsident, aber wäre so etwas nicht eigentlich eine Aufgabe für die Fahndung?«

»Ich werde mit Ihnen sicherlich nicht die Zuständigkeiten dis-

kutieren.« Weiß' Stimme klang mit einem Mal schneidend und scharf wie auf dem Kasernenhof, eine Stimme, die keinen Widerspruch duldete. Man merkte, dass der Mann als Offizier im Krieg gewesen war. »Wie Sie soeben selbst bemerkt haben«, fuhr er fort, »geht es womöglich darum, einen Mord zu verhindern. Ich denke, das allein dürfte die Wichtigkeit dieser Aufgabe erklären.«

Rath nickte wie ein Schuljunge.

»Sie leiten diese Operation. Trommeln Sie ein paar Männer zusammen, und dann machen Sie sich auf den Weg. Im *Excelsior* hat Goldstein eine Suite reserviert. Da kennen Sie sich doch aus, nicht wahr?«

Im *Excelsior* hatte Rath eine Zeit lang gewohnt, als er vor gut zwei Jahren nach Berlin gekommen war. Allerdings nicht in einer Suite, sondern in einem Einzelzimmer der billigsten Kategorie. Auch das schien Weiß recherchiert zu haben.

»Und was soll ich tun? Goldstein mit einem Strauß Blumen vom Bahnhof abholen?«

Weiß verzog keine Miene. »Ob Sie ihn auf dem Bahnsteig empfangen oder im Hotel, das ist mir gleich. Solange Sie dem Mann von Anfang an klarmachen, dass er sich hier bei uns anständig zu benehmen hat. Er soll ...«

Das Telefon klingelte. Weiß nahm ab. »Ja, was ist denn«, sagte er ärgerlich.

Rath war sich nicht sicher, ob die Audienz bereits beendet war; er blieb sitzen.

Weiß machte ein ernstes Gesicht, während er in den Hörer lauschte. »Ich fahre selbst raus«, sagte er schließlich, »lassen Sie einen Wagen kommen und geben Sie Heimannsberg Bescheid.« Er legte auf. »Ich denke, wir haben alles geklärt, Herr Kommissar«, sagte er zu Rath. »Machen Sie sich an die Arbeit, erstatten Sie mir morgen persönlich Bericht, wie alles angelaufen ist. Ich muss jetzt los. Zur Uni.«

Eigentlich hatte Weiß wohl nichts mehr sagen wollen, doch dann musste er Rath's fragendes Gesicht gesehen haben.

»Studentenkrawalle«, sagte er. »Der Rektor hat die Polizei um Hilfe gebeten.«

Komisch, diese Deutschen. Überall wollten sie seinen Pass sehen. Auf dem Schiff, im Hafen, in der Eisenbahn. Und jetzt auch noch im Hotel. Er schaute dem Empfangschef zu, wie er Namen, Adresse und Passnummer sorgfältig in das große, schwarzlederne Anmeldebuch eintrug.

»We didn't expect you so early, Mister Goldstein«, sagte der Mann, dessen Scheitel aussah wie mit dem Lineal gezogen, und schob ihm den US-Pass zurück über den Tresen, »but suite three-o-one is now ready for you.« Er sprach den Namen *Gollt-schtein* aus, wie alle hier in diesem Land.

Goldstein steckte den Pass ein. »Vielen Dank, sehr freundlich.«

»Ah, Sie sprechen Deutsch!« Der Empfangschef zog die Augenbrauen hoch, während er mit einer unauffälligen Bewegung seines Zeigefingers einen goldbetresten Pagen heranwinkte.

»Sure.«

Die Miene des Empfangschefs blieb regungslos, als er dem Pagen die Zimmerschlüssel reichte. »Die dreihunderteins«, sagte er, und der Junge packte die Koffer auf einen Wagen.

»Wenn der Herr mir bitte folgen wollen«, sagte der Page und schob los zu den Aufzügen. In seiner etwas zu kleinen Livree wirkte er wie ein dressierter Affe, der seinem Leierkastenmann entlaufen war. Goldstein fragte sich, warum sie dem Jungen, der eine goldene Siebenundreißig auf seiner Mütze trug, nichts in seiner Größe gegeben hatten.

Wie Rahel Goldstein, die ihren einzigen Jungen die Hosen immer so lange hatte tragen lassen, bis auch dem letzten Tramp auffiel, dass sie viel zu kurz waren. Rahel Goldstein, die ihre düstere Wohnung nur verlassen hatte, um in die Synagoge zu gehen oder auf den Markt. Die sich Zeit ihres Lebens geweigert hatte, die Sprache ihrer neuen Heimat zu sprechen. Abe hatte nie verstanden, warum sie überhaupt nach Amerika gegangen waren, seine Eltern, deren Leben sich auf so wenigen Quadratmetern abspielte, dass er sich fragte, warum sie dafür ein solch großes Land brauchten und solch eine große Stadt. Er hatte die Enge nie ertragen, schon als kleiner Junge die Wohnung so oft wie möglich verlassen. Als seine

Mutter dann im Sterben lag, hatte ihn das endgültig auf die Straße getrieben. Während die Mutter mit dem Typhus kämpfte und der Vater vergebliche Gebete gen Himmel schickte, hatte der Sohn sich immer häufiger mit Moe und dessen Jungs an der Williamsburg Bridge herumgetrieben; die respektierten ihn, auch wenn sie ein paar Jahre älter waren. Vater hatte ihn zu Freunden gegeben, dann in ein Heim, aber Abe hatte sich all diesen Versuchen entzogen. Moes Gang, das war seine Familie, eine andere brauchte er nicht. Mit vierzehn hatte Abe Goldstein sein erstes Geld verdient, an einem Tag mehr, als sein Vater in Wochen zusammenkratzte. Schon nach Mutters Tod, auf deren Beerdigung er das letzte Mal in der Synagoge gewesen war, hatten die Leute im Viertel begonnen, über ihn zu reden, noch mehr, als er dann zu Vaters Beerdigung betrunken auf dem Friedhof erschienen war, und sie redeten immer noch über ihn, mittlerweile aber mit Respekt. Das war das Einzige, was zählte.

Der Aufzug rauschte beinahe lautlos nach oben. Sie hielten zweimal, doch erst als der Liftboy den dritten Stock ausrief, setzte Page 37 den Gepäckwagen wieder in Bewegung. Die Suite 301 lag nicht allzu weit entfernt von den Aufzügen, einmal um die Ecke, und sie standen vor der Tür. Der Page schloss auf, und Goldstein trat ein. Schien so weit alles okay. Genau der Komfort, den man in dieser Preiskategorie erwarten konnte. Ein geräumiger, heller Wohnraum, große Fenster, die das riesige Bahnhofsdach zeigten, gleich davor ein großer Schreibtisch, an der Wand eine gemütliche Sitzecke mit Polstermöbeln, auf dem Tisch eine Obstschale, rechts eine Doppelflügeltür, die zum Schlafräum führte. Der Page hatte das Gepäck in den Raum gestellt und stand nun erwartungsvoll in der Tür, eine Handfläche dezent nach oben gedreht. Goldstein drückte dem Jungen eine Dollarnote in die Hand – er war immer noch nicht dazu gekommen, deutsches Geld einzutauschen – und wartete, bis der Page angenehmen Aufenthalt gewünscht und die Tür geschlossen hatte.

Als er endlich allein war, ging er ans Fenster und steckte sich eine Camel an. Über dem Bahnhofsdach türmten sich die Wolken, dennoch hatte sich die Sonne einen Weg gebahnt und leuchtete auf das Gewimmel vor den runden Backsteinbögen, aus denen sich Menschen drängten, mit und ohne Koffer, und Taxis heran-

winkten oder der Bushaltestelle zustrebten und der Straßenbahn. Nun also war er in Berlin. Er pustete den Zigarettenrauch gegen die Scheibe und schaute auf die Stadt da draußen vor dem Fenster. Er wusste nicht genau, was ihn hier erwarten würde, und das erfüllte ihn mit Unruhe. Hatte er die weite Reise wirklich nur gemacht, um einen Mann zu sehen – womöglich sterben zu sehen –, von dem er eigentlich nur den Namen kannte, zu dem er nicht einmal ein Gesicht hatte?

Ein Geräusch ließ ihn aufschrecken. Das kam aus dem Schlafraum. Er drückte die Zigarette in den Aschenbecher und griff automatisch nach hinten in den Hosensack, doch da steckte keine Waffe, er hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt. Er nahm den Briefbeschwerer vom Schreibtisch und trat mit leisen Schritten an die Verbindungstür, den Bronzevogel zum Schlag bereit. Dass einer von Fat Moes Männern hier herumspukte, konnte er sich zwar nicht vorstellen, so weit reichte der Arm des Dicken dann doch nicht, aber bislang war Abe Goldstein immer gut damit gefahren, im Ernstfall ein bisschen vorsichtiger zu sein als die anderen. Langsam schob er seinen Kopf vor und lugte durch die halb geöffnete Tür in den Raum. An der Stirnwand stand ein riesiges Bett, überzogen mit einer champagnerfarbenen Satindecke und flankiert von zwei Nachttischen. Rechts neben der Frisierkommode führte eine Tür ins Badezimmer. Sie war geöffnet, und im Türrahmen erkannte er ein schön gerundetes Hinterteil, das ihm eine gebückte Gestalt in schwarzem Rock und weißer Schürze entgegenstreckte. Ein Zimmermädchen, offensichtlich nicht ganz im Zeitplan, jedenfalls war sie noch dabei, weiße Handtücher auf einer Ablage zu drapieren. Er genoss den Anblick des hin und her und vor und zurück wackelnden Pos noch ein paar Sekunden, dann räusperte er sich laut und vernehmlich, und das Mädchen fuhr herum, erschrocken, wie er zunächst auch glaubte, doch dann sah er ihre Augen und wusste, dass sie sich mit Absicht hatte erwischen lassen. Sie war scharf auf Trinkgeld.

»Entschuldigung, der Herr.« Sie machte einen höflichen Knicks und blickte zu Boden, was wohl verlegen wirken sollte, doch ihre Augen blitzten frech, als sie wieder aufschaute. »Excuse me, Sir. I'm Marion, your chambermaid. Ihr Zimmermädchen.«

Ihr Englisch war gar nicht mal schlecht. Und offensichtlich

wusste sie, dass der neue Gast Amerikaner war. »Ich schätze Zimmermädchen, die ihren Aufgaben gewissenhaft nachgehen«, sagte er. »Lassen Sie sich von mir bitte nicht bei der Arbeit stören.«

»Ich bin eigentlich jetzt fertig hier.« Sie schenkte ihm noch einen ihrer perfekt unschuldigen Blicke. »Wenn der Herr mich nicht mehr brauchen.«

Er zückte sein Dollarbündel und legte ihr drei Scheine in die Hand. »Wenn ich Sie so anschau, könnte ich Sie bestimmt noch einmal brauchen.«

»Immer zu Diensten, der Herr. Schicken Sie nach Marion, ich muss jetzt weiter.«

Sie steckte die Scheine ein, als sei ein Trinkgeld in dieser Höhe selbstverständlich, und klemmte sich einen Stapel Handtücher unter den Arm. Auch ihr Profil konnte sich sehen lassen. Als sie sich an ihm vorbeidrückte, streifte sie ihn beiläufig, und Goldstein spürte das Blut zwischen seinen Beinen pulsieren. Er folgte dem Mädchen in den Salon, doch Marion hatte die Tür zum Gang bereits geöffnet.

»Marion«, rief er schnell, bevor sie verschwunden war, und sie blieb im Türrahmen stehen und wartete. Hinter ihr ging ein älterer Herr über den Korridor und schielte neugierig hinüber. Goldstein schwenkte vorsichtshalber auf Englisch um. »May I see you again, Marion?«, sagte er. »You know, I could need some company in this town ...«

Sie stand in der Tür und schaute hoch zu ihm mit ihren großen blauen Augen, auf eine Weise, dass er seine Erektion nun ganz deutlich spürte. Wahrscheinlich konnte sie es sogar sehen, aber das war ihm egal.

»Ich muss jetzt wirklich weiter«, sagte sie. »Aber um vier hab ich Feierabend.«

»Ich bin hier. Klopfen Sie einfach an.«

Die Rigaer Straße war auch sonst keine schöne Straße, doch hier war sie am hässlichsten, genau an dieser Stelle. Als habe Kalli sich ganz bewusst für die mieseste Adresse entschieden, die man in dieser ohnehin nicht gerade feinen Gegend finden konnte. Alex war mit der Neun zum Baltenplatz gefahren und den Rest des Weges zu Fuß gelaufen, jetzt stellte sie die schwere Tasche ab und blieb einen Moment vor dem Schaufenster stehen. *Eberhard Kallweit, An- und Verkauf* war in weißer Farbe quer über das Glas gemalt. Aller mögliche Krempel verstaubte hinter der Glasscheibe, ein Grammophon, eine Schreibmaschine, ein elektrischer Staubsauger, ein Telefon, vier Stühle, die allesamt nicht zueinander passen, und ein Gummibaum, bei dem nicht ersichtlich war, ob er zur Ladeneinrichtung gehörte oder zum Warenbestand. Nichts von alledem war jemals verkauft worden, in all den Monaten nicht, da Alex den Laden nun kannte. Das eigentliche Geschäft machte Kalli mit den Dingen, die nicht in der Auslage zu finden waren und die in keiner Buchführung auftauchten.

Im Laden war keine Kundschaft zu sehen, Alex nahm ihre Tasche und stieg die Stufen hoch.

Es bimmelte hell und ein wenig heiser, als sie die Klinke drückte und eintrat. Kalli lauerte hinter dem Tresen in seinem grauen Kittel und hatte sein übliches Krämerlächeln aufgesetzt, das im selben Augenblick einfror, da er sie erkannte. Den Bruchteil einer Sekunde verharrte er lächelnd in einer Art Schockstarre, dann zischte er sie an, so leise, als fürchte er, jemand könne mithören. »Bist du verrückt, hier einfach so reinzuschneien. Was ist, wenn Kunden kommen?«

»Du warst nicht da, gestern bei Krehmann.«

»Du hast Nerven, Mädchen, das muss ich schon sagen! Du warst bei Krehmann, nach alledem, was passiert ist? Nachdem ihr die Sache dermaßen verbockt habt! Die Polente ist hinter dir her, weißt du das?«

»Verbockt?« Alex konnte es nicht fassen. Kalli, dieses Arschloch! »Verbockt nennst du das? Benny ist tot, verdammt nochmal.«

»Was muss er auch an Kaufhausfassaden rumkraxeln?«

»Er wollte nicht erwischt werden. Wenn dieser Bulle ihn nicht runtergetreten hätte, würde er noch leben.«

»Was zum Teufel erzählst du da?«

»Da war ein Bulle hinter ihm her. Der hat ihm die Finger zerquetscht, bis er sich nicht mehr halten konnte, deshalb ist Benny in den Tod gestürzt. Der hat ihn umgebracht. Und ich musste es mit ansehen und konnte nichts tun.«

Kalli schüttelte den Kopf. »Verdammt, hätt ich mich doch niemals eingelassen mit diesem Kindergarten!« Er schien mit seiner Registrierkasse zu sprechen, die schaute er jedenfalls an, während er sprach. »Ich hätte ahnen sollen, dass das schiefgeht.«

Alex verlor die Fassung. »*Du* hast uns ins KaDeWe geschickt«, fauchte sie ihn an. »Sonst ist immer alles glattgegangen, bei Tietz und bei Karstadt, da waren keine Bullen, da gab's nie Probleme. Aber *du* wolltest ja unbedingt, dass wir das KaDeWe machen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Nichts. Nur, dass du uns da reingeschickt hast, weil du scharf warst auf die Sachen.« Alex stellte die Tasche auf den Tresen. »Und *wir* haben sie für dich rausgeholt.«

Kalli starrte die Tasche an. Dann riss er sie mit einer schnellen Handbewegung vom Tresen. »Spinnst du, damit einfach durch die Gegend zu spazieren? Und zu mir in den Laden zu kommen?«

»*Du* warst gestern nicht da, bei Krehmann, dann muss ich's dir wohl vorbeibringen. Uhren und Schmuck, wie abgemacht.«

»Abgemacht war, dass ihr euch nicht erwischen lasst.«

»Sie haben Benny erwischt. Mich nicht.«

Der dünne Mann im grauen Kittel zuckte bedauernd mit den Achseln. »Was soll ich damit, Mädchen? Das Zeug ist verbrannt, nach all dem Zinnober, den ihr da im KaDeWe veranstaltet habt. Den Krempel kriegt doch kein Mensch mehr verkauft, nicht einmal ich.«

»Wir haben überhaupt nichts veranstaltet, wir mussten uns mit den Bullen rumschlagen!« Alex wurde lauter, sie schrie fast. »Benny ist draufgegangen für diesen Mist! Und du sagst mir, du willst es nicht mehr? Ich glaub, ich hör nicht richtig!«

»Schon gut, Alex, reg dich nicht so auf!« Kalli hob beschwichti-

gend die Hände. »Lass doch erst mal sehen, was du da so alles hast. Aber nicht hier, komm mit nach hinten.«

In dem kleinen Raum hinter dem Laden roch es nach Zwiebeln und Bier. Kalli räumte einen Teller und zwei leere Bierflaschen ab und stellte die Tasche auf den Tisch. Aus der Brusttasche seines Kittels holte er ein abgestoßenes Lederetui, klappte es auf und fummelte eine Brille heraus. In seinem Kittel und mit dem schiefen Drahtgestell auf der Nase erinnerte er an einen verrückten Chemieprofessor. Er setzte sich an den Tisch und hielt jede einzelne Uhr, die er in der Tasche fand, vor seine verbogene Brille.

»Allet Uhren«, sagte er nach einer Weile und klang enttäuscht. »Und Schmuck haste jar keenen?«

»Den haben die Bullen.« Alex schluckte. »War in Bennys Tasche.«

Kalli schüttelte den Kopf. »Mädchen, das mit dem Bullen, der Benny umgebracht haben soll, ist das wirklich wahr?«

»Ich hab's doch selbst gesehen. Und ... er hat es mir erzählt, bevor er gestorben ist. Benny hat mir erzählt, dass der Mann so lang auf seinen Fingern rumgetrampelt ist, bis er sich nicht mehr halten konnte.«

Kalli überlegte einen Augenblick. »Behalt das besser für dich. Solche Geschichten sollte man nicht rumerzählen, die Bullen verstehen da keinen Spaß.« Dann stand er auf, so unvermittelt, dass Alex zusammenzuckte. »Na, dann komm mit, Mädchen«, sagte er. »Ick will man nich so sein.«

Sie folgte ihm zurück in den Laden. Kalli drückte einen Hebel irgendwo an der Registrierkasse, und die Geldschublade sprang auf mit einem lauten *Pling*. Er fummelte einen braunen Schein aus der Schublade und reichte ihn über den Tresen. »Hier«, sagte er, »weil du's bist. Und wegen der Sache mit Benny.«

Alex starrte den Geldschein an, und Werner von Siemens starrte zurück. »Ein Zwanni?«, sagte sie. »Das ist doch nicht dein Ernst! Sogar für den Plunder von Tietz hast du uns mehr gegeben!«

»Ick tu dir'n Gefallen, Mädchen! Kein Mensch sonst wird dir das Zeug hier abnehmen. Nach alldem, was passiert ist! Weißt du, wie heiß das ist? Wahrscheinlich krieg ich noch richtig Probleme deswegen, aber weil du's bist ...« Er wedelte mit dem Zwanziger. »Komm! Nimm das Geld, und gut is.«

Alex zögerte. Zwanzig Mark, so viel würde Kalli wahrscheinlich für eine einzige Uhr kassieren, wenn er sie weiterverkaufte, und in der Tasche waren mindestens fünfzig. Eine einzige Frechheit, dieser Geldschein. Andererseits hatte er recht: Wenn er sie ihr nicht abnähme, würde sie auf den Uhren sitzenbleiben. Sie schluckte ihre Wut hinunter, nahm den Zwanziger und warf bei der Gelegenheit einen Blick in Kallis Kasse. Die war gut gefüllt. Das Geld, das ihr noch zustand, konnte sie sich auch auf andere Weise holen, mal sehen. Mit Kalli, der zufrieden zuschaute, wie sie den Geldschein in ihre Jacke stopfte, war sie jedenfalls noch nicht fertig, so viel stand fest. Alex war schon an der Tür, da schien ihm noch etwas einzufallen.

»Eine Sache noch, Mädchen«, sagte er und grinste sie an wie eine Hyäne. »Nichts für ungut, aber ich kann wirklich keinen Ärger mit der Polente gebrauchen. Also ... Tu mir den Gefallen und lass dich hier erst mal nicht mehr blicken.«

Mal sehen, du arschloch, dachte Alex und nickte, mal sehen!

5

Rath stand vor einem halbnackten Mann, was ihn zunächst so irritierte, dass er sich nicht mehr sicher war, ob er es mit dem Richtigen zu tun hatte. Obwohl sie ihm an der Rezeption genau diese Zimmernummer genannt hatten. Der Mann hatte einen durchaus muskulösen Oberkörper, den er gerne zur Schau stellte, so sah es jedenfalls aus. Er trug nichts außer einem Hotelhandtuch, das er sich um die Hüften gewickelt hatte, und er guckte mindestens so überrascht wie Rath selbst. Er hatte offensichtlich jemand anderen erwartet, jemanden, dem man nur mit einem Handtuch bekleidet und mit vom Duschen nassen Haaren begegnen konnte. Ob der Mann sich am Bahnhof Friedrichstraße schon von einer Nutte hatte anquatschen lassen? Oder womöglich eine Freundin in Berlin hatte?

Rath hüstelte hinter vorgehaltener Hand, das war so eine dumme Angewohnheit in peinlichen oder unangenehmen Situa-

onen, dieses verlegene Hüsteln oder Räuspern, etwas, das man ihm seit frühester Kindheit eingetrichtert hatte und das er nun nicht mehr loswurde, obwohl er sich dabei jedes Mal vorkam wie ein Butler, der seine Herrschaft beim Liebesspiel erwischt hatte.

»Abraham Goldstein?«, fragte er den Halbnackten, als er wieder Herr seiner Stimme war.

»Gould-βtiehn«, verbesserte der in breitstem amerikanischem Tonfall.

Gefährlich sah der Handtuchmann nicht gerade aus. Er schien sportlich zu sein, und in seinen wachen Augen lag ein ironisches Funkeln, als sei es ihm nicht möglich, das Leben ernst zu nehmen. Rath zückte seine Marke. »German Police. May I come in, Sir?«

Das Siegel der Kriminalpolizei schien Goldstein nicht zu beeindrucken. Er nickte, trat einen Schritt zur Seite und öffnete die Tür zur Gänze. Rath trat ein und schaute sich um. Gediegene Einrichtung. Damasttapeten, Mahagonimöbel, weiche Teppiche. Und ungefähr vier- bis fünfmal größer als das Viermarkfünzigzimmer, das Rath seinerzeit im Seitenflügel des *Excelsior* bezogen hatte, gleich nach seiner Ankunft in Berlin vor gut zwei Jahren. Wahrscheinlich auch fünfmal so teuer. Mindestens.

Rath räusperte sich. »Well, Mister Goldstein, I have to inform you that German Police is legitimated to ...«

Goldstein, der inzwischen eine Zigarettenpackung vom Tisch genommen hatte, unterbrach ihn. »Und ich hatte gehofft, es wäre der room service«, sagte er.

Rath wunderte sich. Der Mann sprach nahezu akzentfreies Deutsch. Klang jedenfalls nicht so breit wie das der amerikanischen Touristen, die sich normalerweise anhörten, als würden sie die Sprache kauen statt sprechen. »Ich fürchte, da muss ich Sie enttäuschen«, sagte er. »Ich habe weder Speisen noch Getränke im Angebot.«

Goldstein steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen und hielt dem Kommissar die Schachtel hin. War das nun schon Bestechung oder konnte er die annehmen? *Camel* stand auf der Packung, und Rath war zu neugierig auf amerikanische Zigaretten, um abzulehnen. Er griff zu, und Goldstein gab ihm Feuer.

»So, Officer«, meinte der Amerikaner, als er auch seine Zigarette angezündet hatte, »was führt Sie zu mir?«

»Kommissar«, verbesserte Rath, »Kommissar Rath.« Fast hätte er ein *Mordkommission* hinterhergeschickt, wie üblich, dann fiel ihm rechtzeitig ein, dass er in einer anderen Mission unterwegs war. »Sie sprechen Deutsch?«

»Dank meiner Mutter.« Goldstein zuckte mit den Achseln. »Dann sagen Sie mir doch bitte, was die Berliner Polizei von mir will.«

»Grundsätzlich, so viel kann ich Ihnen sagen, möchte die Berliner Polizei vor allem eines: dass man sich in dieser Stadt anständig benimmt.«

Goldstein zog die Augenbrauen hoch. »Aha«, sagte er und ließ den Zigarettenrauch durch die Nase strömen, das Lächeln in seinen Mundwinkeln war plötzlich verschwunden. »Und mit dieser Bitte um anständiges Benehmen empfangen Sie jeden Touristen in Ihrer Stadt? Oder nur die amerikanischen?«

»Nur ausgewählte Reisende. Ich hoffe, Sie wissen das zu schätzen.«

»Wo wir schon von Anstand reden: Ich war gerade im Bad. Sie erlauben, dass ich mich ankleide? Nehmen Sie doch so lange Platz.«

Goldstein verschwand ohne ein weiteres Wort im Nebenraum. Rath schlug das Angebot aus und blieb stehen, hielt das Schlafzimmerfenster durch die halb geöffnete Tür im Auge. Er rechnete nicht mit einem Fluchtversuch und schon gar nicht damit, dass der Ami sich den Weg freischießen würde wie in einem Gangsterfilm, dennoch öffnete er den Druckknopf an seinem Schulterholster und holte seine Dienstwaffe heraus, die Walther PP, die sie ihm vor einem Jahr als Ersatz für seine kaputte Mauser gegeben hatten. Er entsicherte die Pistole und steckte sie mitsamt der rechten Hand in die Manteltasche. Für alle Fälle. Mit der Linken zu rauchen war zwar etwas ungewohnt, doch es ging.

Er hatte die Camel gerade ausgedrückt, da kehrte Goldstein zurück, in einem leichten, hellgrauen Sommeranzug. Rath hielt den Pistolengriff noch eine Weile umfasst, den Zeigefinger am Abzug, doch der Amerikaner schien entschlossen, friedlich zu bleiben.

»So. Da bin ich wieder. Warum setzen Sie sich denn nicht? Nicht einmal den Hut haben Sie abgelegt.«

»Ich stehe lieber.«

»Ich weiß nicht, welche Geschichten Sie über mich gehört haben oder über mein Land, aber Sie können Ihre Hand ruhig aus der Tasche nehmen. Ich bin unbewaffnet.«

Rath kam sich vor wie ein Schuljunge, der seinen Spickzettel nicht gut genug versteckt hat, und zog unwillkürlich die Hand aus der Tasche.

»Sie haben mir den Zweck Ihres Besuches noch nicht genannt«, meinte Goldstein und zündete sich eine Zigarette an. Diesmal lehnte Rath ab.

»Ich habe vorerst nur ein paar Fragen an Sie, das ist alles.«

»Sie machen es aber spannend. Dann fragen Sie schon.«

»Sie sind Abraham Goldstein aus New York?«

»Aus Williamsburg. Das gehört zu Brooklyn.«

»Warum sind Sie in Berlin, Mister Goldstein?«

»Schlagen Sie unten an der Rezeption im Anmeldebuch nach, da steht es.«

»Ich möchte es von Ihnen hören.«

»Na, was wohl? Ich bin ein Tourist, was glauben Sie denn? Schauen Sie mir die schöne Hauptstadt Deutschlands an.«

»Keine weiteren Gründe?«

»An welche dachten Sie denn?«

»Vielleicht haben Sie den Auftrag, jemanden umzubringen.«

Goldstein, der gerade an seiner Zigarette gezogen hatte, schaute, als habe er nicht richtig gehört. »Wie bitte? Sie haben zu viel Phantasie, Officer!«

»In Ihrer Heimat wurde in mindestens fünf Todesfällen gegen Sie ermittelt.«

»Es wurde ermittelt, aber ich stehe hier vor Ihnen. Was sagt Ihnen das?«

»Dass Sie einen guten Anwalt haben.«

Rath öffnete die braune Aktentasche und zog ein Stempelkissen heraus und dann einen Fingerabdruckbogen.

Der Ami starrte auf das Formular mit den zehn durchnummerierten Kästchen. »What the hell is that?«, fragte er.

Na, siehst du, mein arrogantes Bürschchen, dachte Rath, haben wir dich doch noch aus der Fassung gebracht! »Herr Abraham Goldstein«, sagte er, so förmlich wie ein Gerichtsvollzieher, »der Berliner Polizeipräsident hat mich ermächtigt, Ihre Fingerabdrücke

cke zu nehmen. Vielleicht sollten wir uns zu diesem Zweck doch einen Moment setzen ...«

»Was soll das? Machen Sie das bei jedem Ausländer?«

Rath klappte den Metalldeckel des Stempelkissens auf. »Nein.«

»Und wie komme ich dann zu der Ehre?«

»Mister Goldstein, ich möchte ganz offen mit Ihnen sprechen. Berlin ist nicht gerade erfreut über Ihren Besuch und ...«

»Sie müssen nicht alles glauben, was Ihnen Hoovers Männer erzählen! Halten Sie mich für einen Gangster?«

»Es tut nichts zur Sache, was ich glaube. Ihre Vorstrafen allein rechtfertigen erkenntungsdienstliche Maßnahmen dieser Art. Ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen Unannehmlichkeiten zu ersparen. Wenn Sie wünschen, kann ich alles auch gerne wieder einpacken und Sie morgen ins Präsidium vorladen. Aber ich muss Sie warnen: Die Wartezeiten beim Erkennungsdienst sind berüchtigt. In diesem Fall nehmen Sie sich besser ein paar Rätselhefte mit.«

Goldstein grinste. »Man sollte die deutschen Cops nicht unterschätzen, was? Spielt hier den Bürokraten und ist mit allen Wassern gewaschen.« Er zog sein Jackett aus, krepelte die Hemdsärmel hoch und setzte sich an den Tisch. »Okay, bringen wir's hinter uns. Aber wenn Sie noch einmal so etwas mit mir vorhaben, kommen Sie bitte etwas früher. Dann muss ich nicht gleich zweimal ins Bad.«

»Reinlichkeit ist eine Zier«, meinte Rath und nahm die rechte Hand des Amerikaners, drückte den Daumen erst auf das Stempelkissen, dann auf das dafür vorgesehene Feld auf dem Formular. Ein schönes, sauberes Muster, der ED würde sich freuen. Hoffentlich würde er es niemals benutzen müssen. Die Sache mit den Fingerabdrücken sollte Goldstein von Anfang an zeigen, wer der Herr im Haus war. Aber offensichtlich schien den Ami die Prozedur nicht sonderlich zu beeindrucken.

»Und was geschieht mit dem Bogen, wenn wir fertig sind?«, fragte er und klang dabei wie ein Patient, der vom Arzt den Blutdruck wissen will.

»Kommt in unsere Sammlung«, sagte Rath und nahm den nächsten Abdruck. »Und wenn Ihre Fingerabdrücke bei irgendeinem krummen Ding in dieser Stadt auftauchen sollten, und sei es nur, dass Sie im Puff nicht bezahlt haben, dann landen Sie hinter schwedischen Gardinen. So einfach ist das.«

»Wie ich schon sagte: Ich bin Tourist, ich schaue mir Ihre Stadt an. Was soll da passieren?«

»Dann haben Sie bestimmt auch nichts dagegen, dass die Polizei sich ihrerseits anschaut, wie Sie sich die Stadt anschauen.«

»Wie bitte?« Goldstein zog die Hand weg, bevor Rath den schon eingeschwärzten kleinen Finger aufs Papier drücken konnte. Na also! Jetzt hatte er dem Ami die Laune doch noch verdorben.

»Kein Grund zur Aufregung! Wir überwachen Sie ein wenig. Dient allein Ihrer Sicherheit. Wenn Sie nichts zu verbergen haben, dürfte Ihnen das doch nichts ausmachen.«

»Es macht mir aber verdammt viel aus, wenn man mir nachschnüffelt. Fucking unbelievable! Ist das hier ein Polizeistaat oder was? Ich dachte, ihr hättet euren Kaiser weggejagt und das wäre eine Demokratie hier!«

»Die Sicherheit unserer ... Touristen ist uns eben einiges wert.«

Goldstein schaute Rath an, als wolle er ihn einschätzen. »Dann habe ich also einen Babysitter, was? Sogar einen mit Knarre.«

»Wenn Sie so wollen.«

Goldstein schüttelte den Kopf. »Und was machen Sie, wenn ich versuche, Ihrer Beschattung zu entkommen? Wollen Sie mich dann erschießen?«

»Ganz einfach: Ich lasse Sie nicht entweichen.«

Auf Goldsteins Gesicht zeigte sich nun wieder ein Lächeln. »Na, das hört sich doch endlich mal nach einem fairen Angebot an«, sagte er und streckte seine druckerschwärzebeschmierte rechte Hand aus. »Abgemacht, Officer, die Wette nehme ich an.«

6

Wie viele Menschen durch diese Drehtür kamen! Allein vom Hingucken konnte einem schwindlig werden. Eine Zeit lang hatte Rath alle Glatzköpfigen gezählt, die hereinkamen, dann alle mit Schnurrbart, und als das langweilig wurde, alle Frauen mit krummen Beinen. Irgendetwas musste man ja tun, um sich die Zeit zu vertreiben, und die Zeitungen hatte er allesamt schon gelesen.

Natürlich nur mit halber Aufmerksamkeit, denn trotz allem musste er die Halle im Blick halten. Falls der Ami doch noch aus dem Aufzug spazieren sollte. Aber augenscheinlich schien Abe Goldstein sich in seiner Suite pudelwohl zu fühlen.

Alle paar Minuten wechselten die dienstbaren Geister die Aschenbecher aus und stellten ihm einen sauberen hin, sodass Rath jeglichen Überblick darüber verloren hatte, wie viele Zigaretten er schon geraucht haben mochte. Seine Vorräte jedenfalls gingen langsam zur Neige, nur noch zwei Stück in der Packung. Na, wenigstens gab es hier im *Excelsior* neben anderen Annehmlichkeiten auch ein gutsortiertes Tabakwarenangebot.

Er ärgerte sich noch immer über diesen großkotzigen Amerikaner. Sein Versuch, Goldstein ein wenig einzuschüchtern, war grandios gescheitert. Stattdessen hatte der Ami sich über ihn lustig gemacht. Eine Wette vorgeschlagen. Als würden sie miteinander Nachlaufen spielen oder Verstecken oder – das Spiel passte wohl am besten – Räuber und Gendarm.

Tolle Aussichten. Rath klaubte die vorletzte Overstolz aus der Schachtel und zündete sie an. Der Kaffee in der goldumrandeten Tasse war längst kalt. Er nahm dennoch einen Schluck, rauchte eine Weile und blätterte durch die *Vossische*, ohne sie zu lesen, bis er auch das Leid wurde und die Zeitung neben die Tasse legte. Sofort sprang ein Page herbei, glättete das zerknüllte Papier und faltete die Zeitung akkurat zusammen, dass sie wieder aussah wie neu, und legte sie zurück zu den anderen. Der Kommissar drückte seine Zigarette in den jungfräulichen Aschenbecher und stand auf. Der Portier schaute ihm erwartungsvoll entgegen.

»Ah, der Herr Kommissar.« Die Stimme des Mannes mit dem gepflegten Schnurrbart triefte von sauer gewordener Freundlichkeit. »Was kann ich denn für Sie tun? Möchten Sie einen weiteren Blick ins Anmeldebuch werfen? Oder darf ich Ihnen ein Zimmer reservieren? Da Sie doch offensichtlich länger zu bleiben gedenken.«

»Machen Sie sich keine Umstände. Ihre Halle ist doch recht gemütlich. Sehr bequeme Sessel.«

»Für den Komfort unserer Gäste scheuen wir weder Kosten noch Mühen.«

»Das will ich doch hoffen.«

Der Portier beugte sich ein wenig nach vorne und senkte seine Stimme. »Herr Kommissar, wollen Sie mir nicht doch endlich sagen, warum Mister Goldstein das Interesse der Polizei auf sich gezogen hat?«

Rath beugte sich ebenfalls nach vorne. »Ich fürchte, das geht Sie nichts an.«

»Wenn einer unserer Hotelgäste womöglich einer Straftat verdächtigt wird, sollten wir dies wissen. Ich kann jedenfalls nicht umhin, unseren Hoteldetektiv zu informieren. Schließlich geht es um die Sicherheit unseres Hauses!«

Rath nickte. »Sie haben recht. Holen Sie Ihren Detektiv doch her. Aber erst einmal würde ich gern telefonieren.«

»Sehr wohl, der Herr. Soll ich das Gespräch auch auf Ihre Rechnung setzen?«

»Ich bitte darum«, sagte Rath und lächelte freundlich. Vier Kaffee, ein Sandwich und ein Telefonat. Die Spesenrechnung ein wenig in die Höhe zu treiben war die einzige Genugtuung, die ihm blieb. Eine große Schachtel Overstolz würde mindestens noch dazukommen.

Kurz darauf stand Rath in einer der Telefonkabinen und starrte durch die Glastür, während er in den Hörer lauschte, ob die Verbindung zustande kam. Auch von hier hatte er die Aufzüge im Blick, ebenso die große Drehtür, die hinaus auf die Stresemannstraße führte. In der Spenerstraße meldete sich noch niemand, also ließ Rath sich mit dem Amtsgericht Lichtenberg verbinden und verlangte nach Fräulein Ritter.

»Gut, dass du dich meldest«, sagte sie. »Es gibt Ärger.«

»Was denn?«

»Weber ist heute aus dem Urlaub zurück ...«

Justizrat Albrecht Weber war Charlys Vorgesetzter im Amtsgericht Lichtenberg.

»Ja und?«

»Es ist ... wie soll ich sagen ... Weber ist Kiries Charme nicht so erlegen wie die übrigen Kollegen hier, er hat ... – Gereon, ich kann den Hund nicht länger mit ins Büro nehmen. Ab morgen musst du Kirie wieder mit zum Alex nehmen.«

Das hatte ihm noch gefehlt. Ausgerechnet jetzt.

»Lass uns heute Abend beim Essen darüber reden«, fuhr Charly

fort, »ich hab sowieso noch etwas mit dir zu besprechen. Du kommst doch pünktlich heute?«

»Nicht ganz, deswegen rufe ich an. Ich werde ungefähr eine Stunde später kommen; Weiß hat mir eine Observierung aufs Auge gedrückt.«

»Der Vize persönlich? Erzähl doch mal.«

Charly konnte ihre Neugier nicht verbergen. Sie hatte früher selbst einmal in der Mordinspektion gearbeitet. Nominell als Stenotypistin, aber Gennat und Böhm hatten sich bei Mordermittlungen durchaus auch auf ihren kriminalistischen Scharfsinn verlassen und die angehende Juristin entsprechend eingesetzt.

Rath erzählte ihr von Goldstein und seinem Auftrag.

»Hört sich an wie eine Strafarbeit«, sagte sie.

»Ich hab nichts gemacht, ehrlich.«

»Vielleicht will Weiß dich ja noch für deine Jugendsünden büßen lassen.«

»Und ich dachte, dafür hätte ich mittlerweile genug gebüßt.«

Rath hatte vor gut einem Jahr ein Disziplinarverfahren über sich ergehen lassen müssen. Damals war er noch mit einem blauen Auge davongekommen, auch weil Gennat ein gutes Wort für seinen Kommissar eingelegt hatte. Nur Raths bereits avisierte Beförderung zum Oberkommissar hatte sich mit dem Disziplinarverfahren fürs Erste erledigt, daran hatte nicht einmal die politische Unterstützung aus dem preußischen Innenministerium etwas ändern können, die er Konrad Adenauer zu verdanken hatte, einem Duzfreund seines Vaters, dem Rath einmal einen Gefallen getan hatte.

»Ich muss jetzt einhängen, Charly, ich glaube, mein Typ wird verlangt. Wir sehen uns dann heute Abend!«

An der Rezeption stand ein Mann, dessen Erscheinung nicht so recht zur Eleganz seines hellbraunen Sommeranzuges passen wollte. Obwohl der Anzug aussah wie maßgeschneidert, schlackerte er an sämtlichen Extremitäten, wenn sein Träger sich bewegte. Der Mann wirkte nicht wie der abgehalfterte Bulle, mit dem Rath gerechnet hatte, eher wie ein ausgehungertes, arbeitsloser Buchhalter. Der Portier wies dezent mit spitzem Kinn zur Telefonkabine, und der Hungerhaken glotzte neugierig. Rath verließ die Kabine

und ging hinüber. Der Händedruck des schwächtigen Mannes fiel kräftiger aus als erwartet.

»Ich bin Hoteldetektiv«, sagte der Hoteldetektiv. »Grunert mein Name. Sie sind von der ... Kriminalpolizei?« Das letzte Wort sprach er so leise, als müsse man sich dafür schämen.

Rath nickte und stellte sich vor.

»Dürfte ich bitte Ihren Ausweis sehen?«

»Aber sicher.« Rath fummelte das Dokument aus der Tasche. Die flinken Finger des Hoteldetektivs falteten das Papier auseinander. Grunert verglich die Fotografie mit dem Original, schien zufrieden und reichte Rath den Polizeiausweis zurück. »Sie werden verstehen, dass wir ein berechtigtes Interesse daran haben, zu erfahren, in welcher Angelegenheit die Polizei im *Excelsior* unterwegs ist. Ihre Aufmerksamkeit gilt einem bestimmten Gast, sagt mir unser Herr Teubner. Dem Amerikaner in dreinulleins?«

»So ist es. Abraham Goldstein. Aber Sie müssen sich keine Sorgen machen, der Mann weiß, dass die Polizei ...«

»Herr Rath?« Teubner, der Portier, hatte sie unterbrochen. Er stand hinter seinem Tresen und hielt einen Telefonhörer in der Hand. »Entschuldigen Sie, Herr Rath, ein Gespräch für Sie«, sagte er, »es scheint äußerst dringend zu sein. Ein Herr Gräf ...«

Rath nahm ihm den Hörer aus der Hand. »Reinhold?«, fragte er in die Sprechmuschel.

»Gereon, du hast recht gehabt!« Der Kriminalsekretär klang etwas gehetzt. »Goldstein ist gerade mit dem Aufzug hier unten angekommen und geht jetzt in den Tunnel.«

7

Als er wieder zu sich kam, wusste er zunächst nicht, was geschehen war, spürte nur den Schmerz in seinem Schädel, einen dröhnenden Schmerz, laut wie die S-Bahn, wenn man genau unter der Brücke stand. Dann erst bemerkte er die Musik, eine Musik, die der Schmerz, der nun langsam nachließ, bislang übertönt hatte. Irgendjemand sang, und er kannte diese Stimme, aber er konnte

nicht sehen, wer da sang, er musste die Augen aufschlagen, und als er das tat, sah er immer noch nichts, nur ein unbestimmtes, verschwommenes, schmutziges Grau. Er musste seine Augen förmlich zwingen zu fokussieren, erst dann erkannte er den vertrauten grauen Kittel, den er immer im Laden trug, und der war voller Blut. Als Kalli merkte, dass er da auf seinen eigenen Schoß glotzte, hob er den Kopf. Auf dem Plattenspieler drehte sich eine Platte, und nun erkannte er auch den Schlager wieder, der da aus dem Lautsprecher brüllte, viel zu laut, viel lauter, als Kalli seine Platten sonst zu hören pflegte.

Dann sah er die blaue Gestalt gleich neben dem Plattenspieler auf dem Sofa sitzen, auf dem er sonst immer sein Nickerchen machte, und mit dem Gesicht, das er nun erblickte, meldete sich endlich auch die Erinnerung.

Da war dieser Bulle in seinen Laden gekommen, ein Mann, den er noch nie zuvor gesehen hatte, nicht in seinem Laden und auch nicht im Viertel, dabei kannte er alle Schupos, die hier ihre Runden drehten. Ein Neuer, hatte er zunächst gedacht, ein Frischling, der würde die Regeln auch noch lernen. Dass man in Kallis Laden am besten nicht zu gründlich herumschnüffelte, wollte man es sich nicht mit der Berolina verderben. Der unbekannte Schupo hatte eine Armbanduhr aus dem Regal genommen, ein billiges Blechding, einer von den Ladenhütern, nicht so edle Ware, wie Alex sie aus dem KaDeWe angeschleppt hatte – und die er sowieso niemals im Laden ausstellen würde. Auf die freundliche Begrüßung hatte der Bulle überhaupt nicht reagiert, hatte nur diese Uhr in der Hand gehalten, hatte mit den Fingern in das Armband gegriffen, dass das Ziffernblatt nach außen zeigte, und die völlig bewegungslosen Zeiger angeglotzt, als sei diese beschissene Uhr, von der Kalli nicht einmal mehr wusste, woher er sie hatte, das Wertvollste unter der Sonne, und sich dabei langsam, Schritt für Schritt, dem Tresen genähert. »Möchte wetten, die ist irgendwo geklaut«, genau diesen Satz hatte er gesagt, als er am Tresen angekommen war, mehr nicht, und Kalli hatte sich in seiner Vermutung bestätigt gefühlt, es mit einem Frischling zu tun zu haben, dem man erst einmal Manieren beibringen musste. Ein Anruf bei Lenz, und die Sache wäre geritzt, die Berolina würde das Großmaul schon kleinkriegen. So hatte Kalli gedacht und sich von dem Schupo nicht einschüchtern

lassen. Aber dann war etwas passiert, mit dem er nicht gerechnet hatte. Der Bulle, direkt vor dem Tresen stehend, ein undefinierbares Grinsen auf dem Gesicht, hatte zugeschlagen, ohne Vorwarnung, mit der Rechten, mit der Uhr, die er nun wie einen Schlagring auf den Knöcheln sitzen hatte. Den ersten Schlag hatte er mitten im Gesicht gelandet, und Kalli hatte gehört, wie die Nase brach, hatte das Blut gespürt, das plötzlich aus ihm herausschoss. Er war nach hinten getaumelt gegen die Regale und hatte noch immer nicht ganz verstanden, was da passierte, da hatte der Bulle schon wieder vor ihm gestanden, ihn an seinem grauen Kittel derart brutal nach oben gezerrt, dass gleich mehrere Knöpfe abgerissen waren, und den nächsten Schlag gesetzt, so genau auf die Kinnspitze, dass es Kalli nach einem kurzen Aufblitzen des Schmerzes schwarz vor Augen wurde.

Wie lange er ohne Bewusstsein gewesen sein mochte, konnte er nicht sagen, draußen schien es jedenfalls noch hell zu sein, aus dem Laden drang Licht durch die Türritze. Vorsichtig hob er den Kopf, langsam, um den Schmerz nicht herauszufordern. Der Schupo hatte es sich bequem gemacht, den Tschako vom Kopf genommen und neben sich aufs Sofa gelegt. Da saß dieser Mann in seinem Hinterzimmer, auf seinem Sofa und hörte seine Musik. Hatte der überhaupt eine Ahnung, wie die Berolina ihn fertigmachen würde, wenn sie von dieser Sache erfuhr?

Kalli konnte es immer noch nicht fassen, dass er sich so hatte überrumpeln lassen. Er hatte geglaubt, mit allen Wassern gewaschen, jedem einzelnen Tagedieb hier im Samariterviertel überlegen zu sein. Keiner, der es wagen würde, den kleinen Laden auszurauben, wo doch alle Welt wusste, dass eine geladene Weltkriegspistole griffbereit unter dem Ladentisch lag. Dieser Schupo schien von der Pistole nichts gewusst zu haben. Oder sie schien ihm schnuppe zu sein.

Kalli wollte sprechen, um dem Kerl seine Situation zu erklären, aber seine Zunge klebte am Gaumen fest, er brachte nur ein schmatzendes Stöhnen heraus.

»Na, du schwule Judensau«, sagte der Schupo, »endlich aufgewacht?«

Kalli musste erst mal Speichel sammeln, um seine Zunge wieder in Bewegung zu bringen. »Ich bin doch kein Jude«, protestierte

er, als sei dies die wichtigste Tatsache, die er hier und jetzt klarzustellen hätte. Er dachte noch über die Dämlichkeit seiner Antwort nach, da bemerkte er, dass der Schupo sich direkt vor ihm aufgebaut hatte.

»Und warum«, sagte der Schupo, »stehst du dann in so einem gottverdammten Judenladen?«

Der Bulle stand so nah, dass Kalli den Schweiß im Gewebe der blauen Uniform riechen konnte. Und wieder kam der Schlag ohne Vorwarnung. Diesmal in die Magengrube. Kalli hatte das Gefühl, ersticken zu müssen, instinktiv wollten seine Hände den Bauch schützen, doch er konnte sich nicht regen. Erst jetzt merkte er, dass der Kerl ihn gefesselt haben musste.

»Was soll das?«, japste er, als er endlich wieder Luft bekam, »was zum Teufel soll das?«

Der nächste Schlag traf genau dieselbe Stelle. Der Würgereflex stülpte Kallis Magen um, ein Teil seines Mageninhalts landete im Mund, er schluckte den säuerlich schmeckenden Brei wieder runter und unterdrückte den erneut einsetzenden Würgereiz. Was, zum Teufel, war das für ein Arschloch?

»Erstes Gebot: Du sollst nur reden, wenn du gefragt wirst«, sagte der Schupo.

Kalli wartete darauf, gefragt zu werden, doch der Mann ging schweigend zum Plattenspieler und nahm die Nadel von der Platte, dass es brutal durch den Lautsprecher kratzte.

Dann wurde eine Frage gestellt, aber nicht von dem Schupo, der sich jetzt wieder auf das Sofa neben seinen Tschako gesetzt hatte, sondern von einem Mann, der an der Tür stehen musste, die weiter nach hinten führte.

»Was meinst du, Kalli, warum wir hier sind?«

Kalli drehte den Kopf so weit es ging, doch es reichte nicht, um den Fragesteller zu sehen. Am meisten erschrak er darüber, dass sie seinen Namen kannten, sogar seinen Spitznamen. Und mit einem Mal wusste Eberhard Kallweit, dass er wirklich ernsthaft in der Klemme steckte. Die Berolina konnte ihm in dieser Sache nicht helfen. Er hatte die Situation vollkommen falsch eingeschätzt; der Blaue war hier nur der Mann mit den Muskeln, Kallis eigentliches Problem war der andere, der Mann, dem diese Stimme gehörte. Der namenlose Mann, den Kalli für sich immer *Stephan* genannt hatte,

nach dem Amt der Telefonnummer, unter der er ihn angerufen hatte. Wie zum Teufel hatte der seinen Laden gefunden?

Lenz oder die Berolina mussten ein falsches Spiel getrieben haben, sonst hätte er diese Stimme hier in seinen eigenen vier Wänden niemals hören dürfen, jedenfalls nicht ohne die schützende Distanz eines Telefonkabels. Er wusste nichts von *Stephan*, nicht wie er aussah, nicht wie er hieß, aber es musste ein Bulle sein, ein Bulle, dem die Berolina vertraute, den sie wahrscheinlich sogar bezahlte, jedenfalls hatte Lenz ihm diese Telefonnummer gegeben, um die Rotzlöffel loszuwerden, und Kalli hatte angerufen. *Stephan* hatte sich nicht mit Namen gemeldet, und auch Kalli hatte nie etwas von sich preisgegeben, auch vorhin nicht, als er gleich nach Alex' überraschendem Besuch hinüber zum S-Bahnhof gegangen war und den Anschluss noch einmal verlangt hatte, weil es die einzige Verbindung zu *Stephan* war, die er kannte. *STEPHAN 1701*. Er hatte sich beinahe erschrocken, als der Mann schon beim ersten Anruf an den Apparat gegangen war. Doch dann hatte Kalli mit dem ganzen Mut des Unsichtbaren ein bisschen auf den Putz gehauen. Die Nachricht von Bennys Tod hatte ihn schon heute Morgen schockiert, als er davon in der Zeitung gelesen und eins und eins zusammengezählt hatte. Und dann hatte Alex ihn mit ihrer Version der Geschichte in seinem Verdacht nur bestätigt. Den Tod des Jungen hatte er nicht gewollt, den konnte auch die Berolina nicht gewollt haben; nein, es war ganz allein die Schuld der Bullen! Und die sollten für ihre Schuld bezahlen!

Die Stimme hatte böse geklungen, von Anfang an, aber das konnte Kalli nicht jucken, er war ja unsichtbar. »Warum zum Teufel rufst du mich an«, hatte die Stimme geschimpft. »Die Sache ist durch. Du kennst diese Rufnummer nicht mehr.«

»So war das aber nicht abgemacht! Die Rotzlöffel sollten hinter Gitter, so sollte das laufen. Von Toten war keine Rede.«

»Wie das Ganze laufen sollte und wie es gelaufen ist, das hat dich überhaupt nicht zu interessieren. Das mit dem Toten ist eben passiert. Ein Unfall.«

»Das war kein Unfall. Das war Mord. Ich habe Zeugen. Ich kenne Reporter, die würden für so eine Geschichte eine Menge Geld bezahlen: *Polizist mordet Minderjährigen!*«

Das kurze Schweigen am anderen Ende der Leitung hatte Kalli nur bestärkt. Alex musste die Wahrheit erzählt haben.

»Worauf willst du hinaus? Du hast dein Geld bekommen, jetzt bist du aus der Sache raus.«

»Vielleicht war es nicht genügend Geld.«

Die Stimme schwieg einen Augenblick. »Wir sollten darüber reden«, meinte sie dann. Sie klang überhaupt nicht mehr sauer, das schlechte Gewissen schien sie kleinlaut gemacht zu haben. »Sollen wir uns irgendwo treffen?«

»Von wegen treffen. Ich rufe Sie wieder an!«

Damit hatte Kalli eingehängt. Und gedacht, dass noch genügend Zeit sei, genauere Pläne zu schmieden, wie viel er überhaupt verlangen und wie das Geld übergeben werden sollte.

So hatte er gedacht. Hätte er gewusst, welche Folgen dieses kurze Telefonat haben sollte, er hätte das Geschäft für ein paar Wochen dichtgemacht und wäre zu seinem Bruder aufs Land gefahren. Nun aber saß er hier, fest verschnürt im Hinterzimmer seines eigenen Ladens, und verfluchte den Tag, an dem er sich darauf eingelassen hatte, Alex und Benny für ein paar lausige Kröten zu verpfeifen, nur weil sie der Berolina lästig geworden waren: zwei Straßengören, die größtenwahnsinnig werden, sämtliche Kaufhäuser ausräumen, die Polente aufschrecken und die Preise verderben. Und die Berolina war nun einmal ein wichtigerer Geschäftspartner als Alex und Benny. Ein paar Jahre Knast, so hatte Kalli gedacht, würden den beiden eigentlich ganz gut tun, diesen Rotzgören.

»Kalli, so schweigsam kenne ich dich ja gar nicht. Redest doch sonst wie ein Wasserfall. Oder brauchst du zum Reden ein Telefon? Dann hättest du dir eins anschaffen sollen, müsstest dann nicht immer zum Telefonieren in den S-Bahnhof.«

Die Stimme stand jetzt direkt hinter ihm und klang genauso ruhig wie am Telefon, wirkte durch ihre unmittelbare Nähe aber tausendmal bedrohlicher.

»Ihr Freund hier poliert einem ja gleich die Fresse, wenn man was sagt. Sind das jetzt die neuen Polizeimethoden?«

»Es gibt in der Tat ein paar neue Polizeimethoden. Aber das wollte ich mit dir nicht erörtern. Du weißt bestimmt, warum ich hier bin.«

»Mein Anruf vorhin?« Kalli schüttelte den Kopf, unwillig, als

wolle er die ganze Szene, die ganze, für ihn so unangenehme Situation, nicht wahrhaben. »War doch nur ein kleiner Spaß.«

»Ich hab dich aber gar nicht lachen hören.«

»Ich verpfeif doch keinen. Habe ich noch nie gemacht. Können Sie alle in der Gegend fragen.«

»Ich glaube, jetzt machst du gerade Spaß, oder? Soll ich jetzt lachen?«

»Mit den beiden Rotzlöffeln, das war was anderes, die waren doch kriminell. Glauben Sie mir, ich hab nicht vor, die Geschichte zu erzählen, damit reite ich mich doch selber rein, häng doch selber mit drin.«

Es dauerte einen Moment, bevor die Stimme antwortete. »Weißt du was«, sagte sie, »ich glaube dir tatsächlich. Du wirst nicht zur Zeitung gehen, da bin ich mir hundertprozentig sicher.«

Kalli fühlte sich so erleichtert, dass er trotz seiner unbequemen Lage beinah euphorisch wurde. »Nein, werde ich nicht«, sagte er, »ganz bestimmt nicht; ich kenn doch auch gar keinen bei der Zeitung!«

Wieder schwieg die Stimme, und Kalli fühlte sich fast so unbehaglich wie zu Beginn ihres Gesprächs. »Was wollen Sie denn noch?«, fragte er. »Binden Sie mich wieder los. Ich hab Durst.«

»Eine Sache noch, dann kriegst du was zu trinken.« *Stephan* musste wieder hinten an der Tür stehen, dem Klang der Stimme nach zu urteilen. »Du hast von Zeugen gesprochen. Sag mir die Namen, und du bist mich wieder los. Und meinen Freund hier auch.«

Kalli schaute irritiert zu dem Schupo, der wieder vom Sofa aufgestanden war und angefangen hatte, die Fotos an der Wand zu betrachten.

»Du meinstest den anderen Jungen, nicht wahr?«, fuhr der Mann an der Tür fort, »den, der uns entkommen ist. Hat er dich besucht? Wollte er Kapital aus der Sache schlagen? Hat er dir diese Märchen erzählt?«

Sie wussten nicht einmal, dass Alex ein Mädchen war! Tolle Bullen! Ha! Taten so wichtig, und dann so was! Kalli hätte am liebsten laut gelacht, aber daran hinderte ihn dann doch das Gefühl der Hilflosigkeit, das sich immer stärker in ihm breitmachte, je länger er gefesselt dasaß. Warum banden sie ihn nicht endlich los? Er hatte doch sowieso keine Chance abzuhaufen!

»Der andere Junge?«, sagte er und zuckte mit den Achseln, so gut das mit den Fesseln ging. »Nee, der war nicht hier. Weiß wahrscheinlich, dass er sich hier besser nicht blicken lässt.«

»Wie kommt es nur, dass ich dir nicht glaube?« Obwohl Kalli ihn nicht sah, war er sicher, dass *Stephan* bei diesen Worten den Kopf schüttelte. »Aber das spielt auch keine Rolle. Sag mir einfach, wo ich den Kerl finde, mehr will ich nicht wissen.«

»Keine Ahnung. Kenn die Rotzlöffel doch selber nicht. Haben mir einmal was verkauft. Und ihre Adresse habense nun nicht gleich dagelassen.«

Der Mann hinter ihm sagte nichts mehr. Der Blaue jedoch hörte auf, Kallis Fotos zu betrachten, und ging wieder zum Plattenspieler, ließ den Tonarm auf die Platte fallen, dass er mit hässlichen Geräuschen auf- und absprang, bevor er endlich die Rille gefunden hatte. Dieses Schwein! Versaute ihm noch die schönen Platten! Und wie laut! Endlich drehte er am Lautstärkeregler. Aber nicht leiser, wie Kalli gedacht hatte, sondern noch lauter, bis zum Anschlag. *Adieu, mein kleiner Gardeoffizier, adieu, adieu ...* Richard Tauber sang so laut, wie Kalli ihn noch nie gehört hatte, und der Bulle kam näher und grinste. Genauso wie vorhin, als er das erste Mal zugeschlagen hatte.

8

Der Lärm der Stresemannstraße mit ihrem Autohupen und dem Brummen der Busse war Rath tausendmal lieber als das einschläfernde Stimmengemurmel in der Hotelhalle. Hinter den Bäumen des Askanischen Platzes ragte der Backsteinkoloss des Anhalter Bahnhofs in den graublauen Himmel. Rath hatte die Straße überquert und dabei die beiden Treppenaufgänge im Blick gehalten, die direkt auf die Straße führten, einer gleich vor dem Hotel, zu dem er sich immer wieder umdrehen musste, ein zweiter an der Südostecke des Bahnhofs. Keine U-Bahntreppen, sondern Ausgänge des Fußgängertunnels, der vom *Excelsior* direkt in den Anhalter Bahnhof führte, der ganze Stolz des Hotels; keine Werbebro-

schüre vergaß, ihn zu erwähnen. Dass Goldstein diesen Fluchtweg gleich am ersten Tag entdeckt hatte – alle Achtung! Gut, dass er Gräf dort postiert hatte.

Rath fragte sich schon, wo Goldstein bleiben mochte, da sah er ihn aus der Erde kommen. An der Möckernstraße, direkt am Bahnhof. Der Ami trug dieselbe Kleidung wie vorhin, den luftigen sandfarbenen Anzug, einen dazu passenden Hut und einen hellen Trenchcoat. Oben am Ende der Treppe blieb er stehen und schaute sich eine Weile um. Rath machte keinerlei Anstalten, sich zu verstecken, sollte Goldstein ihn ruhig sehen. Dann würde er vielleicht aufgeben und ins Hotel zurückkehren.

Der Ami steuerte bereits den Taxistand vor dem Bahnhof an, da kam auch Gräf aus der Unterwelt, ein wenig außer Atem, und suchte sein Zielobjekt. Rath fing den Kriminalsekretär ab.

»Sieht aus, als würde unser Mann ein Taxi nehmen«, sagte er. »Ich bleib an ihm dran, geh du ins Hotel zurück, Plisch und Plum kommen in 'ner knappen Stunde zur Übergabe.«

Gräf nickte nur und machte kehrt. Als Rath sich wieder dem Taxistand zuwandte, hatte er Goldstein verloren. Da löste sich ein Großtarifwagen aus der Reihe und rollte zur Stresemannstraße, an der bereits andere Kraftdroschken darauf warteten, sich in den fließenden Verkehr einzufädeln. Rath erkannte einen sandfarbenen Hut im Fond, glaubte sogar zu sehen, wie Goldstein kurz die Hand hob, als winke er.

Der Kommissar hatte seinen Buick direkt am Bahnhof geparkt; er merkte sich die Taxinummer und spurtete los, die Wagenschlüssel in der Hand. Als er endlich im Auto saß und startete, bog Goldsteins Taxi gerade auf die Stresemannstraße. Sie fuhren Richtung Potsdamer Platz. Rath gab Gas, überholte einen Opel, der auf Parkplatzsuche war, und folgte dem Taxi. Er hatte einen Großtarifwagen im Visier, ohne sich ganz sicher zu sein, ob das wirklich Goldsteins Taxi war, doch Meter um Meter kam er näher heran. Am Potsdamer Platz hatten sie Rot, und er kam dem Wagen so nah, dass er die Nummer wieder lesen konnte. 7685. Ja, das war er!

Die Ampel sprang auf Grün und es ging weiter, die Bellevuestraße hinunter über den Kemperplatz, dann in die Tiergartenstraße. Rath blieb dran. Als er schon vermutete, dass sich der Amerikaner in den Westen bringen ließe, bog das Taxi plötzlich und

ohne Winker nach rechts, dem Großen Stern entgegen. Nun war klar, dass Goldstein ihn entdeckt hatte. Im Kreisverkehr versuchten sie, ihn loszuwerden, fuhren erst einmal ein paar Runden Karussell, um dann plötzlich auf die Charlottenburger Allee abzubiegen, doch Rath blieb dran, hatte das Taxi vor dem Brandenburger Tor wieder eingeholt. Was Goldstein dem Fahrer für diese Manöver zahlen mochte? Rath ließ sich nicht abhängen, er folgte dem wildgewordenen Taxi, das sich unter Missachtung sämtlicher Verkehrsregeln, soweit Rath sie kannte, immer weiter in den Osten mäanderte.

Nach einer Dreiviertelstunde, nach einer Odyssee quer durch Weißensee und Pankow, war die wilde Jagd plötzlich vorbei. Im tiefsten Wedding, sie waren gerade in irgendeine Seitenstraße abgebogen, fuhr das Taxi plötzlich rechts ran und hielt direkt neben dem Bordstein, so plötzlich, dass Rath beinahe weitergefahren wäre. Er zog den Buick links rüber, parkte auf der anderen Straßenseite und hielt das Taxi im Blick. Das Taxameter musste inzwischen astronomische Summen anzeigen. Es dauerte einen Moment, und Rath rechnete eher damit, die Jagd gleich fortzusetzen, da stieg Goldstein aus. Er schaute sich kurz um, als müsse er sich erst vergewissern, auch wirklich am Ziel zu sein, dann setzte er den Hut auf, stiefelte zielstrebig und direkt auf eine Eckkneipe zu, öffnete die Tür und war verschwunden. Das Taxi blieb stehen, mit laufendem Motor.

Rath überlegte nur kurz, ob das womöglich eine Finte sein könnte, dann stieg er aus, überquerte die Straße, die Kneipentür immer im Blick, und hielt seine Marke ans Taxifenster. Der Fahrer klappte die Scheibe runter und schaute überrascht.

»Ja bitte, Herr Kommissar?«

»Ihr Fahrgast, hat der Ihnen gesagt, wie lang Sie ungefähr warten sollen?«

»Hat er.«

»Und? Wann kommt er zurück?«

Der Mann zuckte die Achseln. »Keine Ahnung.«

Die Gemütsruhe des Fahrers ging Rath auf die Nerven. »Hat er Ihnen nun gesagt, wie lange Sie warten sollen, oder hat er nicht?«

»Man immer mit die Ruhe, der Herr! Ick soll so lang warten, bis det Taxameter auf zwanzich steht, hat er gesagt.«

»Was soll denn das für einen Sinn haben?«

»Weeß ick doch nich.« Der Mann zeigte noch ein Achselzucken. »Ick weeß nur, im Moment steht's uff zwölffuffzich. Und bezahlt hat er schon, also warte ick, allet andere juckt mir nich.«

Rath schlug vor Wut auf das Autodach und ließ das Taxi stehen. Der Fahrer rief noch irgendetwas, das Rath nicht verstand, er war schon bei der Eckkneipe angelangt, die den vertrauenerweckenden Namen *Rote Laterne* trug. Bierdunst schlug ihm entgegen, als er die Tür öffnete. Er blinzelte in das Halbdunkel und erkannte eine Gaststube, die sich ins Unendliche streckte, ein dunkler Schlauch, in dem die Theke leuchtete wie eine Verheißung. Nur wenige Gäste, allesamt Männer, die meisten saßen am Tresen. Einer schien sich nur noch mühsam auf seinem Barhocker halten zu können, aber selbst der Betrunkene drehte seinen Kopf, um den Eindringling zu begutachten. Nur die Frau am Ausschank zapfte weiter ihr Bier, ohne aufzusehen. Den Ami konnte Rath nirgends entdecken.

»Hier muss ein Mann durch sein«, sagte er. Seinen Ausweis zeigte er nicht, der war in dieser Gegend keine Empfehlung. Die Männer an der Theke schwiegen. Rath wandte sich an die Wirtin: »Ist hier ein Mann durch?«

Die Frau, die ein wenig zerbrechlich wirkte, zapfte in aller Ruhe das Bier fertig, bevor sie auf seine Frage reagierte. Mit einem langsamen, kaum merklichen Nicken. »Is aber schon 'ne Weile her.« Sie zeigte nach hinten. »Hat nach den Toiletten gefragt.«

In dem schmalen, dunklen Gang roch es nach Pisse. Rath hielt den Atem an und riss die Toilettentür auf, obwohl er nicht erwartete, Goldstein hier am Pissoir zu finden. Er vergewisserte sich kurz, dass auch die Kabine leer war, dann rannte er weiter, bis er auf den Hof gelangte. Von Goldstein keine Spur. Rath hetzte durch ein großes Tor, das direkt auf die Straße führte, allerdings nicht die, von der er gekommen war, eine breite Straße mit vielen Passanten. *Reinickendorfer Straße* las er auf dem Schild. Und dann hatte er Goldstein wieder entdeckt. Der helle Hut war einfach zu elegant für diese Gegend, wo die meisten Menschen einfach nur eine schlichte Mütze trugen. Der Ami lief zum Nettelbeckplatz, kurz vor der S-Bahn-Brücke überquerte er den Fahrdamm, Rath glaubte schon, er laufe zum S-Bahnhof hoch, doch Goldstein bog in die

Lindower Straße, die ebenso heruntergekommen aussah wie die Straße, in der das Taxi wartete. Hatte Goldstein sich verlaufen? Das würde er dem Ami gönnen!

Doch der machte nicht den Eindruck eines verirrtten Touristen. Zielstrebig steuerte er die Müllerstraße an und lief dort die Treppen zur U-Bahn runter. Rath musste einen Schritt zulegen, um mitzuhalten.

Auf dem Bahnsteig sah er ihn wieder, gerade fuhr eine U-Bahn ein. Rath hielt Goldstein im Blick, und auch der hatte seinen Verfolger bereits entdeckt, setzte ein Grinsen auf, machte aber keinerlei Anstalten, in die Bahn zu steigen. Rath hielt sich nah an einer Tür, bereit, jeden Moment hineinzuspringen, sollte es nötig sein. Das »Zurückbleiben!« des Stationsvorstehers kam über die Lautsprecher und wirkte auf Goldstein wie ein Startschuss. Er hechtete in den Zug, und Rath tat es ihm gleich, schaffte es gerade noch in einen Dritte-Klasse-Wagen, da fuhr der Zug an, und die Türverriegelung rastete ein.

»Ihnen hamse wohl ins Jehirn jeschissen«, maulte ein schlecht gelaunter Arbeiter, dem Rath auf den Fuß getreten war, »könnense nich uffpassen?«

»'tschuldigung«, murmelte Rath. *Schwartzkopffstraße* hieß die nächste Station, sie fuhren Richtung Süden. Rath steckte seinen Kopf aus der Tür, doch Goldstein stieg nicht aus. Er konnte den Ami nicht anders im Blick halten, Goldstein saß in der zweiten Klasse, da gab es im Zug keine Verbindung. Als das »Zurückbleiben« ertönte, war er immer noch nicht ausgestiegen, erst im letzten Moment zog Rath seinen Kopf wieder ein.

»Sie sind mir ja'n komischer Vogel«, meldete sich der Arbeiter wieder. »Weeß nich ob rin oder raus oder was?«

Am Stettiner Bahnhof stieg der Mann aus, und Rath hatte Ruhe vor seinen Bemerkungen. Die übrigen Fahrgäste schauten nur komisch, wenn Rath bei jeder Station erneut an die Tür trat, den Ein- und Aussteigenden dabei im Weg stand und sich den ein oder anderen Rempler einhandelte. Goldstein blieb noch eine ganze Weile im Zug, erst im Bahnhof Kochstraße sah Rath ihn aus der Bahn steigen. Er musste sich nicht beeilen, der Mann spazierte seelenruhig zum Ausgang, blieb am Fuß der Treppe sogar stehen und wartete auf seinen Verfolger.

»Na, Herr Kommissar«, sagte er, als Rath ihn erreicht hatte, »ist ja eine ganz schön große Stadt, Ihr Berlin.«

Scheinbar einträchtig stiegen sie die U-Bahntreppe hoch, der Gangster und der Kommissar.

»Wenn Sie eine Stadtrundfahrt machen wollen«, sagte Rath, »empfehle ich Ihnen einen von Käses Reisebussen, da sehen Sie mehr für weniger Geld. Und bekommen gratis noch ein paar Erklärungen dazu.«

»Danke für den Hinweis. Werd' ich mir merken. Begleiten Sie mich dann auch wieder?«

»Immer gerne.« Rath lächelte säuerlich.

Sie waren oben auf der Friedrichstraße angekommen. Es hatte bereits zu dämmern begonnen, die ersten Läden hatten ihre Leuchtreklamen eingeschaltet.

»Begleiten Sie mich zurück zum Hotel?«, fragte Goldstein. »Soll von hier aus nicht weit sein, meinte der Taxifahrer.«

»Aber gern. Ich werde alles tun, um Ihnen den Aufenthalt in unserer Stadt so unangenehm wie möglich zu machen.«

Goldstein schüttelte den Kopf. »Ist das die berühmte Berliner Gastfreundschaft?«

»Wir haben es nun mal nicht gern, wenn einer wie Sie in unserer Stadt unterwegs ist. Das hier ist nicht Chicago.«

»Ich bin der böse schwarze Mann in einer Stadt voller unschuldiger Engel? Wollen Sie das damit sagen? Machen Sie sich nicht lächerlich.«

»Ich will gar nichts sagen. Ich will nur, dass Sie mir nicht entwischen. Solange mir das gelingt, bin ich zufrieden.«

Sie hatten die Wilhelmstraße erreicht, und Goldstein blieb an der Straßenecke stehen, direkt vor dem Prinz-Albrecht-Palais. Seelenruhig klopfte er eine Camel aus der Schachtel und zündete sie an, bevor er antwortete. »Wer sagt denn, Officer, dass ich Ihnen überhaupt entwischen wollte?«

Die Sonne war schon hinter den Dächern versunken und schickte nur noch ein letztes Glimmen über den Horizont. Wie friedlich die Stadt von hier oben wirkte, wie weit der Blick reichte. Schlosskuppel, Dom und Rathausurm schienen zum Greifen nah, noch näher allerdings die dunklen Dächer und Ziegelmauern des Frauengefängnisses. Rechts ragten die Baumwipfel des Volksparks Friedrichshain über die Dachfirste und schaukelten leise im Wind. Alex saß direkt neben dem Dachfenster und rauchte eine Manoli, mit jedem Zug saugte sie den Rauch so tief in sich hinein, als wolle sie alles absorbieren, als solle nichts von dieser Zigarette jemals wieder nach außen dringen. Sie versuchte, ihre Wut wegzurauchen, aber es gelang ihr nicht.

Die erste Zigarette aus dieser Blechdose hatten sie sich noch geteilt. Gerade einmal zwei Tage war das her, und doch kam es ihr vor wie ein Bild aus einem anderen Leben: Benny, der vor ihr stand und sie anlächelte, so unsicher und so verliebt. Verdammt! Sein schüchterner Annäherungsversuch, der verunglückte Versuch eines Kusses. Und sie hatte ihm einen Korb gegeben. Das Letzte, was sie ihm gegeben hatte, kurz vor seinem Tod: ein verdammter Korb.

Sonst hatten sie immer zusammen hier gesessen, hier oben auf dem Dach, und sich eine Zigarette geteilt, immer vor dem Schlafengehen, jeden Abend, den sie in Wohnung B verbrachten. Sie mussten hier draußen rauchen, kalter Zigarettenrauch konnte verräterisch sein. Wohnung B, das war eigentlich ein verwaiseter Verschlag auf einem Dachboden in der Büschingstraße, in einem Hinterhaus, in dem die meisten Wohnungen leer standen, ein perfekter Unterschlupf, an heißen Tagen manchmal etwas zu warm, aber sonst ideal. Benny hatte ihn aufgetan, weiß der Teufel wie, aber er hatte immer einen Riecher gehabt für eine geeignete Bleibe. Nur ganz selten in den letzten Monaten hatten sie wirklich draußen schlafen müssen. Und irgendwas hatten sie immer zu rauchen gehabt, und wenn sie sich aus zusammengesuchten Kippenresten eine neue gedreht hatten.

Ein letzter Rest Tageslicht leuchtete im Westen über die Dächer. Unten im Hof war es schon dunkel, die meisten Leute lagen

in ihren Betten. Alex schnippte den Zigarettenstummel hinunter und verfolgte seine Flugbahn. Wie ein abstürzendes Glühwürmchen trudelte die Glut hinab in die Finsternis.

Ja, sie hatten wirklich verdammtes Glück gehabt in den letzten Wochen, und eigentlich hatte Alex gehaut, dass das Schicksal, oder welche Macht sonst für diese Dinge zuständig sein mochte, irgendwann die Rechnung präsentieren würde. Das konnte doch nicht gut gehen, zu viel Glück, das konnte niemals gut gehen. Und es war nicht gut gegangen, sie hatten bezahlen müssen, Benny sogar mit dem Leben. Als sei das ganze Glück der letzten Wochen nur eine Leihgabe gewesen, ein Kredit mit viel zu hohen Zinsen.

Und Kalli, die Ratte, hatte sie mit einem Zwanziger abgespeist, mit einem lumpigen Zwanziger! Der würde sich noch umschaun, der Geizkragen, der würde sich noch wünschen, er hätte ihr mehr gegeben. Ihr Entschluss stand fest. Heute Nacht noch musste es passieren. In einer Stunde würde es dunkel genug sein, sie könnte schon einmal in die Straßenbahn steigen und hinüberfahren. Ohne Zigaretten gab es ohnehin keinen Grund, noch länger auf dem Dach zu sitzen.

Alex wollte gerade durch das Fenster wieder hineinklettern, da ertönte ein helles, blechernes Scheppern, ihr Alarmsystem, ein paar Blechbüchsen, die Benny per Wäscheleine mit der Tür unten am Fuß der Dachbodentreppe verbunden hatte, gleich nachdem sie eingezogen waren. Und dann hörte sie auch schon Schritte auf der Treppe. Scheiße, wer wollte denn um diese Uhrzeit noch auf den Dachboden? Ruckzuck zog sie ihre Beine, die schon über dem Boden gebaumelt hatten, wieder hinaus und rückte von der Fensteröffnung weg. Keine Sekunde zu spät, die Dachbodentür öffnete sich, und plötzlich begann jemand zu sprechen. Die Stimme klang so laut, als stünde der Mann direkt neben ihr.

»Was wollense denn jetzt gesehen haben, Frau Karsunke? Hier is doch allet duster.«

»Na, dieset Gör. Is hier ruff und jehört nich ins Haus.«

Das Licht ging an. Alex machte sich ganz steif und wagte kaum noch zu atmen. Die Vierzig-Watt-Birnen der Dachbodenbeleuchtung warfen einen gelblichen Schimmer auf die Dachziegel.

»Sindse da ganz sicher? Sieht mir nich so aus, als wäre hier jemand.«

»Habse doch gesehen. Und nicht das erste Mal. Da stimmt was nicht.«

Alex hatte den Hauswart noch nie einen Ton reden hören, aber sie wusste, dass er es war, sie sah sein rotes Gesicht bei jedem Wort vor sich. Jetzt fing er an zu rufen. »Hallo! Ist hier jemand?«

»Wird sich wohl verstecken. Wat denn sonst? Müssense schon 'n bisschen nachkieken, Herr Ebers.«

Der verwaiste Verschlag mit der Nummer vierzehn befand sich ganz am Ende des Ganges. Tagsüber stellten sie die Matratzen immer an die Wand, packten die Schlafsäcke und ihren Krempel weg und türmten alles mögliche Gerümpel davor, damit es aussah, als habe der letzte Mieter seinen Verschlag nicht ganz leer geräumt. Alex hörte die Lattentüren knarzen, eine nach der anderen.

»Bleiben Sie man bei die Treppe, Frau Karsunke, damit uns niemand entwischen kann.«

Der Gedanke an Flucht, vorbei an den beiden die Treppe runter, verschwand genauso schnell wieder aus Alex' Kopf, wie er gekommen war. Stattdessen klebte sie stocksteif am Dach, direkt neben der Dachgaube. Einfach ruhig bleiben, die würden Wohnung B schon nicht entdecken. Und in einer halben Stunde wären sie wieder verschwunden, lägen in ihren Betten, und Alex könnte ohne Gefahr die Treppe hinunter und aus dem Haus.

Verdammt! Vor wenigen Tagen hatte sie Benny gefragt, ob es nicht langsam Zeit würde für eine neue Bleibe, aber der hatte abgewiegelt, ein paar Tage seien noch drin, dann würden sie sich eine richtige Wohnung mieten, von dem KaDeWe-Geld, das Kalli ihnen in Aussicht gestellt hatte, und Alex hatte sich von seinen Worten einlullen lassen, sie hatte ja auch nur ein komisches Gefühl gehabt, was die Wohnung B anging, sonst nichts. Hätte sie doch auf ihr komisches Gefühl gehört!

»Sehense, hab ick doch jesacht, hier ist nischt«, hörte sie den Hauswart sagen. »Das Mädél ist vielleicht wirklich bei Grünbergs. Wie se jesacht hat.«

»Bei Grünbergs schlafen doch schon alle, und die ist vor zwei Stunden die Treppe hoch und nicht wieder zurück.«

»Hier ist jedenfalls niemand.«

»Dann vielleicht doch eine von den leeren Wohnungen.«

»Die sind doch alle abgeschlossen. Hörense, Frau Karsunke, Sie

haben mir aussen Schlaf jeklingelt, ick bin mit ruff, jetzt is aber auch Feierabend. Hier ist nischt!«

»Und das Fenster?«

»Wie?«

»Da, das Dachfenster. Ist nur angelehnt.«

»Wird einer gelüftet haben beim Wäscheaufhängen.«

Alex hörte, wie sich die Schritte näherten. Scheiße, hoffentlich kam der Mensch nicht aufs Dach! Sie machte sich ganz steif, wenn er sie jetzt sehen wollte, müsste er schon selber rausklettern. Sie hörte die Fensterscharniere knarren. Doch es wurde nicht zur Gänze geöffnet, es wurde geschlossen, wie ihr das Zuschnappen des Riegels verriet. Der Blödmann von Hauswart hatte sie ausgesperrt.

Sie hörte die Stimmen kaum noch, aber nach wenigen Minuten ging drinnen auf dem Dachboden das Licht aus. Sie waren wieder weg.

Vorsichtig schaute sie um die Ecke durch die Fensterscheibe. Alles dunkel, nichts zu erkennen. Ob das eine Falle war? Ob der Hauswart drinnen im Dunkeln darauf wartete, dass sie sich zeigte?

Scheißegal, was es war, jedenfalls saß sie jetzt auf diesem verdammten Dach und wusste nicht, wie sie da wieder runterkommen sollte! Inzwischen hatte die Nacht auch das letzte Licht verschluckt.

10

Das Auto wirkte ein wenig fehl am Platz. In der Stralauer Allee standen überwiegend Lastwagen am Straßenrand oder kleinere Lieferwagen. Jedenfalls keine Luxusschlitten wie der rot-schwarze Horch, der jetzt auf Höhe der Getreidespeicher einparkte. Hugo Lenz stieg aus dem Wagen und reckte seine beachtliche Gestalt in den Nachthimmel, streckte Arme und Beine aus und spürte das Blut durch seinen Körper fließen. Er mochte die Luft hier am Hafen, den Geruch des Flusses, vermischt mit dem Benzingeruch der nahen Tanks. Er schloss den Wagen nicht ab. Das hier war